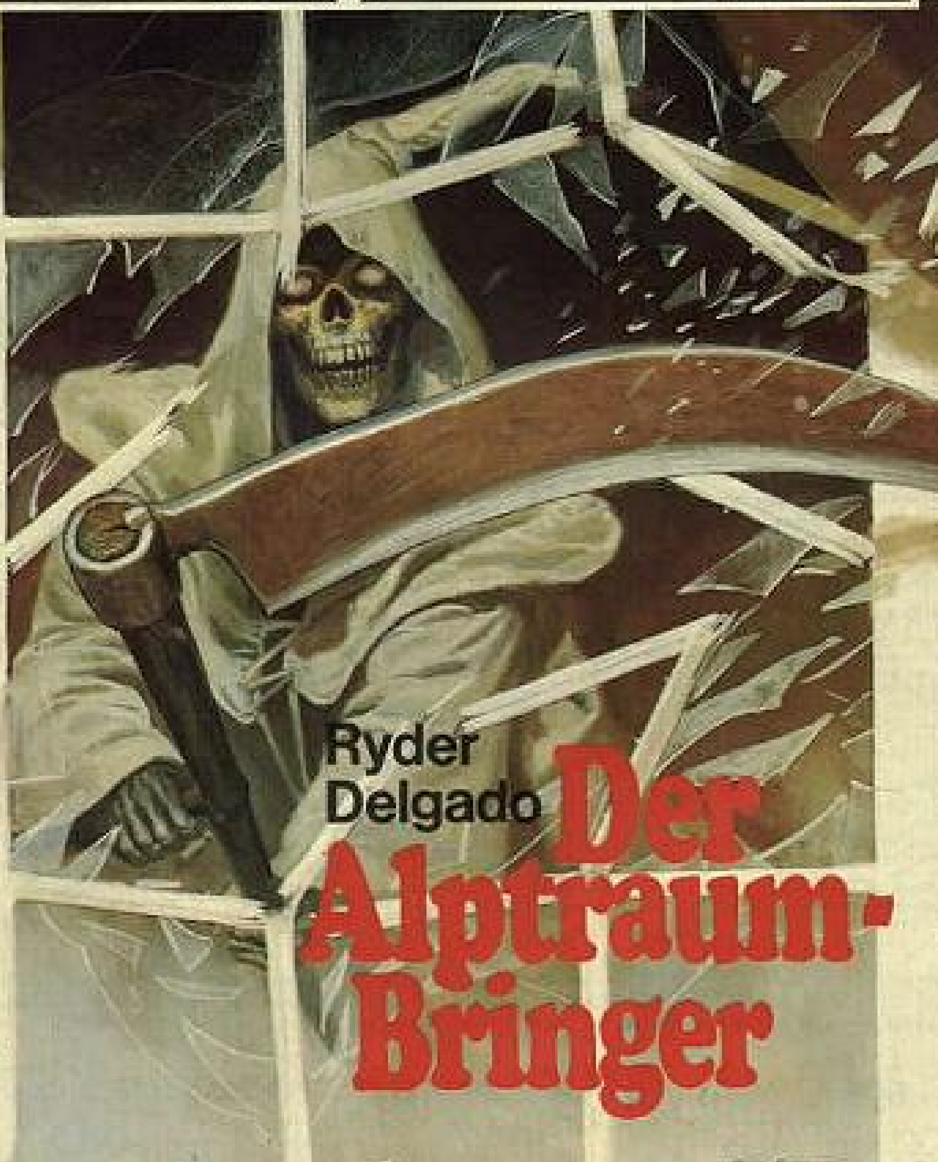
1,50 DM / Band 51
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12,-

BASTEI
Neuer Roman

Dämona King

Die Bezwingerin der Finsternis



Ryder Delgado

Der Alptraum-Bringer

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Der Alptraum-Bringer

Damona King Nr. 51

Teil 1/2

von Martin Eisele

erschienen am 26.01.1981

Der Alptraum-Bringer

Ihr Gesicht war eine angstverzerrte Fratze, denn sie wußte, daß sie dem Tod geweiht war!

Nichts und niemand konnte sie jetzt noch retten! Es war zu spät! Aus und vorbei! Sie hätte nicht so lange zögern dürfen! Sie hätte Pierre Bescheid sagen müssen…

Ihr Schicksal würde sich erfüllen, so, wie es geweissagt worden war!

Tränen rannen über Sylvie Alyscomps Wangen und verwandelten das sorgfältig aufgelegte Make-up in eine zerlaufende, schmierige Masse. Unablässig peitschten die Regenschauer heran, die Tropfen prasselten wie Hagelkörner in ihr Gesicht und röteten es. Naß und verklebt lagen ihre Haare an ihrem Kopf. In ihren Ohren dröhnte es, ein widerliches Dröhnen, das ihr weh tat und bis in ihre Seele hineinzustechen schien. Der Wind heulte und riß und zerrte an ihrem dünnen Morgenrock und ließ ihn wie eine gespenstische Flagge um ihren biegsamen, schlanken Körper flattern.

Sylvie zitterte und machte einen weiteren Schritt. Nebel schwebte über dem kargen Boden, und so kam es ihr vor, als gehe sie durch Wolken.

Vor ihr lag das Nichts.

Der Abgrund.

Ganz nahe war er jetzt. In der Tiefe konnte sie das Meer sehen, eine gigantische, unruhige, tintenschwarze Fläche, deren Ausläufer gegen die bizarren Klippen schäumten. Nebel hing über dem Wasser. Er schien das Donnern und Brausen der Brandung zu dämpfen.

In der Ferne, über dem Horizont, dort, wo vorhin die Sonne versunken war, hing ein schmaler, blutigroter Lichtstreifen und färbte auf das düstere Wasser ab. Die Wolken hingen dicht über dem Wasser.

Immer wieder vereinten sich die Wellenkämme mit ihnen.

Sylvie starrte hinunter. Kälte kroch durch die dünnen Sohlen ihrer Slipper und in ihre Füße.

Der eiskalte Wind peitschte die spärlichen, zähen Grashalme, die hier oben, auf der Klippe, ihr Dasein fristeten. Regenperlen wurden davongewirbelt.

Über ihr kreisten Vögel, häßliche, große Körper, und stießen kreischende Schreie aus.

Sie schienen auf ein ungeheuerliches Schauspiel zu warten. Auf ihren Tod!

Sylvie schloß die Augen. Vor ihrem geistigen Auge sah sie ihn wieder: einen riesigen, ungeschlachten Schemen, in eine grobe, cremigweiße Kutte gehüllt. Eine Knochenhand hob sich und deutete auf sie. Winkte ihr. Im Halbdunkel unter der hohen Kapuze funkelten zwei fürchterliche Augen.

»Komm!« sagte er grollend.

Nur dieses eine Wort.

Und sie war aus dem Bett gestiegen und hatte sich auf den Weg gemacht. Jetzt stand sie hier und genau an dieser Stelle war sie bisher immer schweißgebadet aufgewacht. Die Schreie der Vögel hatten noch in ihren Ohren gegellt. Das Tosen der Brandung ebenfalls.

Aber dieses Mal würde sie nicht aufwachen, denn es war kein Traum.

Es war die Wirklichkeit!

Sylvie biß sich auf die Lippen, bis sie den Salzgeschmack ihres Blutes spürte. Sie wollte sich herumwerfen und davonlaufen. Es war unmöglich.

Schlimmer wurde der Regen. Wie ein dichter silberner Schleier fiel er vom Himmel, in schrägen Bahnen, vom Wind davongepeitscht.

Da sah sie den Schatten über dem Meer.

Riesig. Gigantisch. Schwärzer als die schwärzeste Nacht.

Der Unheimliche!

Er war gekommen, um sie zu empfangen…

Sylvie schrie, und der röchelnde Laut wurde ihr von den Lippen gerissen und davongefetzt. Sie riß ihre Hände hoch, wollte sie vor ihre Augen pressen, damit sie das Monstrum nicht ansehen mußte, aber sie gehorchten ihrem Willen nicht.

Gebannt starrte sie aufs Meer hinaus. Wilder brodelte die dunkle See. Gischt flockte hoch, umwirbelte den Unheimlichen in der hellen Kutte. Ganz ruhig schien er auf der hektisch tanzenden Wasserfläche zu stehen.

Jetzt breitete er die Arme aus. Die Kutte flatterte im Wind. Die grausamen, runden Horror-Augen flammten auf.

Trotz der Entfernung wußte Sylvie, daß er sie ansah. Der Blick bohrte sich in ihr Herz.

Komm!

Der Befehl flammte direkt in ihrem Gehirn auf. Es gab keine Gegenwehr, sosehr sie es auch probierte. Sie war zu schwach.

Es wetterleuchtete. Die Welt schien verrückt geworden zu sein.

Wolken zerfaserten, wirbelten hoch, formten sich zu ungeheuerlichen Fratzen, zu geifernden Kobolden und kichernden Hexen. Die Brandung donnerte gegen die Klippen, und die nachhallenden Echos stimmten in den telepathischen Ruf des Unheimlichen ein: Komm! Komm! Komm!

Sylvie Alyscomp machte den nächsten Schritt. Die Vögel kreischten lauter. Manchmal flatterten sie dicht zu ihr herunter, daß sie ihre seidenweichen Schwingen zu spüren glaubte.

Der zweite Schritt.

Erdreich bröckelte ab und wurde in die Tiefe davongewirbelt. Steine und ein Grasbüschel folgten. Der Klippenrand war porös. Warnschilder rieten, nicht zu nahe vorzutreten. Sylvie hatte sie keines Blickes gewürdigt.

Der Unheimliche schwebte dem Ufer entgegen. Noch immer hielt er seine Arme ausgebreitet. Sylvie konnte die gelblich verfärbten Knochen deutlich sehen. Der rote Lichtschimmer am Horizont verschwand. Es war dunkel. Alles war jetzt in schwarze Farben getaucht. Nur die Kutte des Unheimlichen leuchtete darin und wies ihr den Weg in die Unendlichkeit.

Sylvie entspannte sich plötzlich. »Ich komme«, flüsterte sie rauh.

»Ich komme…«

Dann warf sie sich nach vorn.

Mit weit ausgebreiteten Armen fiel sie in die Tiefe.

***

David Chavrin fluchte und spuckte den Kautabak aus. Der Wind schleuderte den dunkelbraunen, stinkenden Batzen davon.

Chavrin packte zu. Die Netze wurden vom Wind gepeitscht und hatten sich an zwei Stellen aus der Halterung gelöst. Wenn nicht noch

ein Wunder geschah, dann konnte er sie abschreiben. Aber das konnte er sich nicht leisten. Er biß die Zähne zusammen und riß und zerrte an den glitschigen Stricken, um sie wieder in die Halterungsösen zu bekommen. Seine Hände waren blutig gescheuert. Die Naturgewalten waren übermächtig, die Netze flatterten im Wind. Chavrin sah ein, daß es so nicht ging. Diesen verdammten Kampf mußte er verlieren. Zum ersten Mal in seinem Leben passierte ihm das. Seit er hier an der Küste wohnte und seinen Lebensunterhalt mit Fischen verdiente. Allerdings hatte er in der ganzen Zeit auch noch kein derartiges Unwetter erlebt.

Die Hölle schien ihre Pforten geöffnet zu haben!

Mit einem häßlichen Ratschen wurden die Netze auseinandergefetzt, die losen Enden flatterten im Wind. Chavrin sah ein, daß es jetzt keinen Sinn mehr hatte. Er ließ das glitschige Seil los, trat zurück und wischte sich mit dem linken Handrücken die schweißnassen Haarsträhnen aus dem vom Wind und Wetter gegerbten Gesicht. Orkanartig jaulte und heulte der Wind. Die gerippten Holzfäden klapperten gegen die Wände seiner Hütte. Fast schien es, als würden sie jeden Augenblick losgerissen und davongeschleudert werden. Der Sturm wurde immer schlimmer. Sandkörner mischten sich mit dem Regen. Seine Haut brannte und juckte.

Chavrin wischte sich noch einmal übers Gesicht, dann drehte er sich um. Mit hängenden Schultern schritt er zu seiner Hütte hinüber. Zwei kleine Fenster waren hell erleuchtet. Sie versprachen Wärme und Geborgenheit vor diesem Höllenwetter.

Chavrin fühlte sich als Verlierer. Den Regen und den Sturm spürte er gar nicht.

Seine Gedanken kreisten um das Problem, wie er sich am besten neue Netze beschaffen konnte. Geld hatte er keines. Und wenn er morgen früh nicht wieder zum Fang hinausrudern konnte, dann würde er so schnell keines verdienen. Ein verdammter Teufelskreis.

Er hatte die Tür der einfachen, aus rohen Balken zusammengezimmerten Hütte fast erreicht, als er den Schrei hörte.

Die Wahnsinnsgeräusche des Sturmes überlagerten ihn. Schon glaubte Chavrin, sich verhört zu haben. Seine Nerven… In solchen Gewitternächten hörte man Sachen, die man besser nicht für bare Münze nahm.

Seine Mutter war abergläubisch gewesen, und sie hatte ihm viel von den unheimlichen Begebenheiten erzählt, die in früheren Zeiten an dieser Küste geschehen waren. Er hatte sie sich alle gemerkt. Jetzt brachen sie schlagartig in seine Erinnerung ein.

Chavrin drehte sich um, seine Blicke versuchten die Dunkelheit zu durchdringen. Das goldgelbe Licht, das durch die Fenster herausfiel, warf einen knappen Kegel. Dahinter lauerten die Schatten.

Eine Gänsehaut rieselte über Chavrins Rückgrat. Das machte ihn trotzig. Den Kampf gegen die Naturgewalten hatte er verloren, aber ein Feigling war er noch lange nicht!

Spontan beschloß er, nach dem Rechten zu sehen. Der Schrei wiederholte sich nicht. Vielleicht hatte er ihn sich tatsächlich bloß eingebildet…?

Aber daran wollte David Chavrin nicht glauben.

Er stapfte durch das tobende Unwetter, stemmte sich gegen den Wind, die Augen zu schmalen Schlitzen zusammengekniffen, die Hände geballt. Unten am Strand tobte das Wasser. Hin und wieder spritzte die Gischt bis zu ihm heran. Nebelschleier zitterten über dem Boden. Der Sand knirschte unter seinen Schritten.

Chavrin ging zwischen zwei hochaufragenden Basaltblöcken hindurch. Hier tobte der Sturmwind nicht ganz so schlimm. Chavrin atmete ein paarmal tief durch. Es roch stark nach Salz und Jod und faulem Holz. Zwischen den Steinen hatte sich Treibholz verfangen.

Wie es hierher gelangt war, das war Chavrin ein Rätsel. Er dachte nicht weiter darüber nach. Tatsache war jedenfalls, daß das Wasser nicht einmal bei Flut so hoch anstieg.

Die Basaltblöcke blieben hinter ihm zurück; der Sturm peitschte wieder mit ungehinderter Gewalt heran. Seine Haare flatterten um sein Gesicht. Eiskalt war ihm. Die Nässe schien bis auf seine Knochen durchgedrungen zu sein. Er fror. Seine Zähne klapperten aufeinander.

Wie verrückt tosten die Brandungswellen gegen den langgezogenen Sandstrand, der vereinzelt von großen und kleinen Klippen übersät war. Das sah gerade so aus, als wären sie von einem Riesen willkürlich hierher geworfen und vergessen worden. Chavrin kannte hier jeden Handbreit Boden. Er fand sich auch in dieser elenden Finsternis zurecht.

Linker Hand ragte eine düstere, kaum erkenntliche Wand hoch.

Das war die Klippe. Oben lag das kleine Dorf Aubarneros, eine Ansammlung von zehn oder elf Häusern, flankiert von zwei mittelgroßen Gehöften. Das war alles. Von der Stadtflucht war hier noch nichts zu merken. Die meisten Leute zogen es vor, im nahen Marseille wohnen zu bleiben.

Ihm konnte das nur recht sein. Er mochte die Einsamkeit. Von den Stadtneurotikern hielt er nichts. Sollten sie bleiben wo sie waren.

Irgendwann stoppte David Chavrin. Er wurde plötzlich unsicher.

Benahm er sich nicht wie ein ausgemachter Narr? Er tappte hier in der miesesten Regenbrühe herum, die er sich vorstellen konnte, und das nur, weil er einen Schrei gehört zu haben glaubte. Wer sollte wohl bei diesem Mistwetter freiwillig vor die Tür gehen?

»Du wirst alt, David«, sprach er mit sich selber und schüttelte den Kopf.

Ein paar Sekunden zögerte er noch. Ein innerer Widerstreit. Etwas riet ihm, umzukehren, seine Nase nicht in Angelegenheiten zu stecken, die ihn sowieso nichts angingen.
Andererseits war da seine Neugier. Hier draußen passierte nicht viel, und wenn, dann…
Er legte seinen Schädel in den Nacken, überschattete die Augen, um einigermaßen klare Sicht zu haben, und starrte zur Klippe hinauf.
Und da traf es ihn wie ein Keulenschlag!
Dort oben zeichnete sich eine geisterhafte Erscheinung ab! Etwas Weißes, Weiches flatterte im Wind… Ein schlanker Körper zeichnete sich darunter ab.
Lange, blonde Haare wurden vom Wind zerzaust.
Das war kein Gespenst, das war eine Frau.
»Mon Dieu!« entfuhr es Chavrin. Unwillkürlich bekreuzigte er sich.
Das konnte doch nicht wahr sein!
Der Schrei… Ob sie ihn ausgestoßen hatte? Aber warum? Niemand zwang sie, dort oben zu stehen …
»Zurück, Mademoiselle! Verdammt, gehen Sie da weg!« brüllte er hinauf.
Es war sinnlos.
Ein verrücktes Unternehmen, das absolut ohne Aussicht auf Erfolg war. Sie konnte ihn nicht hören. Der Wind zerfetzte seine Stimme, zerstückelte sie und trieb sie aufs Meer hinaus.
Chavrin kreiselte herum. Ein Weg! Er mußte einen Weg hinauf finden. Vielleicht zögerte sie noch lange genug!
Er hetzte los, den kiesübersäten Abhang hinauf, der weiter oben in bizarr und schroff aufragende Felsen überging. Er zweifelte nicht mehr daran, daß sie vorhatte, ihrem Leben ein Ende zu setzen. In letzter Zeit war das hier verdammt häufig vorgekommen. Er verstand die Leute nicht, die so etwas taten. Das Leben war ein steter Kampf, sicher, aber aufgeben, sein Leben einfach so sinnlos wegzuwerfen, das gefiel ihm nicht. Wenn er nur darein dachte, wie viele Leute froh wären, weiterleben zu dürfen. Junge Leute, die schon mit zwanzig Krebs hatten, oder…
Er würgte den Gedanken ab. Sein Atem kam stoßweise. Er erreichte die Felswand, seine ausgestreckten Hände tasteten darüber. Keine Chance. Hier gab es keine Möglichkeit, hinaufzukommen. Der Felsen war glatt und glitschig. Nirgends waren Vorsprünge zu ertasten.
Er hastete an der Wand entlang.
Es war sinnlos. Hier kam man nur hinauf, wenn man zaubern konnte.
Aber das konnte er nicht.
Chavrin hätte heulen können.
Immer wieder sah er hinauf. Die Frau auf der Klippe sah er nicht mehr. Aber das war auch nicht nötig. Er spürte, ahnte, daß sie noch

da oben stand. Daß sie aufs Meer hinaussah.

Und da spürte er den eiskalten Hauch, der nicht vom Sturmwind herrührte.

Instinktiv wandte er seinen Kopf.

Draußen auf dem Meer schwebte ein Schatten, so groß wie ein Haus. Eine weiße Kutte flatterte im Wind… Ausgebreitete Arme …

Knochenhände!

Unter der hohen Kapuze glühten teuflische Augen. Ihr Blick war auf die Frau auf der Klippe gerichtet!

Unwillkürlich stieß David Chavrin seinen Atem aus und duckte sich in den Schutz der ringsum liegenden Felsbrocken. Der Gestank von nassem Tang, der schleimig und glitschig überall zu kleben schien, fraß sich in seine Nase. Das Toben des Windes war plötzlich wie ausgeschaltet. Chavrin hörte sein Blut in den Schläfen pumpen.

Sein Herz hämmerte wie verrückt. Es war ihm unmöglich, den Blick von der unheimlichen Gestalt draußen auf dem Wasser zu lösen.

Sie kam näher!

Sie schwebte über dem Wasser, und der lange Kuttensaum schien Bestandteil des wogenden Nebels zu sein. Das Wasser hob und senkte sich, Gischt spritzte hoch, die Wellenkämme wirbelten und kreisten, als würden sie von einem fürchterlichen Sog gepeitscht.

Chavrins Kehle trocknete aus. Er begriff, daß er Zeuge eines ungeheuerlichen Verbrechens wurde.

Und er konnte nichts tun.

»Nein«, flüsterte er. Immer wieder: »Nein!«

Der Unheimliche schien zu wachsen, je näher er dem Ufer kam. Etwas strahlte von ihm aus, eine Aura des Grauens, ein nicht laut formulierter Befehl, etwas, das Chavrin nur erahnen konnte.

Chavrin schloß die Augen.

Er wußte, was jetzt geschehen würde.

Sekundenbruchteile später hörte er den harten, dumpfen Aufschlag des Körpers.

Die Frau war gesprungen.

Chavrin wußte, daß er dieses Geräusch sein Leben lang nicht mehr vergessen würde. Er würde davon träumen… Er würde …

Der Unheimliche war verschwunden.

Er stellte es fest, als er seine Augen wieder öffnete. Chavrin schüttelte den Kopf, kam aus seiner kauernden Stellung hoch und hetzte in die Richtung, in der die Frau liegen mußte. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Seine Atemzüge klangen wie das Röcheln eines Sterbenden.

Die nassen Kleider klebten an seinem Körper, und die Kälte sickerte durch sie hindurch und betäubte seine Haut. Auch das bemerkte er gar nicht.

Wie eine Maschine rannte er und wich jedem Hindernis mit traumwandlerischer Sicherheit aus. Steine kullerten unter seinen hastigen Schritten davon, den Abhang hinunter. Klackend und scheppernd rissen sie andere Steine mit sich.

Dann sah er sie liegen.

Eine verrenkte, zerschmetterte Hülle, das war alles, was von ihr übriggeblieben war.

Eine unsagbare Einsamkeit strahlte von ihr aus. Aber vielleicht war das bloß ein Eindruck, den ihm seine überreizten Nerven projizierten.

Er ging langsam zu ihr, denn er wußte, daß er ihr nicht mehr helfen konnte. Einen Sturz aus dieser Höhe überlebte niemand. Sie war auf die Klippen geschlagen. Ihre Hände waren ausgestreckt, zum Meer hin, als wollte sie den Unheimlichen herbeiflehen. Chavrin fröstelte. Er wußte nicht so recht, was er mit der Erscheinung anfangen sollte. Hatte er sie überhaupt wirklich gesehen, oder…

Er ließ sich neben dem reglosen Körper auf die Knie nieder. Behutsam drehte er das Gesicht herum.

Seine Lippen preßten sich aufeinander. Er kannte die Frau. Er hatte sie ein paarmal gesehen. Erst vorgestern wieder, auf dem Markt in Aubarneros. Sie hatte bei ihm Fische gekauft, und sie war so glücklich gewesen. Sie hatte gelacht und mit dem Mann an ihrer Seite gescherzt.

Chavrin schüttelte den Kopf. Er verstand es nicht. Aber – vielleicht war es gar kein Selbstmord gewesen…?

Wieder mußte er an den Knochenmann in der Kutte denken, den er auf dem Meer hatte schweben sehen.

Die Drohung, die von ihm ausgestrahlt war, glaubte er noch immer spüren zu können. Eine brutale Krallenhand schien sich um sein Herz zu schließen und es zusammenzupressen.

Abrupt richtete sich David Chavrin wieder auf. Die Frau war tot; er konnte ihr nicht mehr helfen. Er mußte ins Dorf hinauf und den Bürgermeister verständigen. Einen Polizeiposten gab es in Aubarneros nicht. Warum auch? Es passierte hier ja nie etwas. Nur die Selbstmorde in den letzten Wochen…

Chavrin ahnte plötzlich, daß es keine normalen Selbstmorde waren…

Nach einem letzten Blick auf das bleiche, regennasse Gesicht der Toten drehte er sich um und setzte sich in Bewegung. Zuerst mit ganz langsamen Schritten, dann aber, nachdem er sich einen Ruck gegeben hatte, rannte er so schnell er nur konnte.

Er sah nicht mehr, daß sich der zerschmetterte Leichnam zu bewegen begann, und schließlich mit zuckenden, steifen Bewegungen zum Strand hinunterkroch…

***

»Hübsch häßlich«, kommentierte Damona King und sah dem

hochgewachsenen Paul-Newman-Typ nach, der so gekonnt lässig durch den Speisewaggon marschierte.

Mike sah von seinem Teller auf. »He, was soll denn nun das schon wieder heißen?«

»Nichts, nichts«, erwiderte Damona übertrieben hastig. »Iß du nur weiter.«

»Also, wenn du schon wieder darauf anspielen willst, daß ich ein paar Gramm zugenommen habe, dann…«

»Ach was, der kleine Bauch steht dir ausgezeichnet.« Damona sah Mike so treuherzig an, daß er unsicher wurde. Nur mit Müh und Not unterdrückte sie den Wunsch laut aufzulachen. In diesem Augenblick sah er aber auch wirklich zu intelligent aus.

Er legte Messer und Gabel beiseite, räusperte sich und sah dem Paul-Newman-Typ nach. Er hatte inzwischen die Schiebetür erreicht und öffnete sie mit einem energischen Ruck. Das taillierte Hemd zeichnete seine Rückenmuskeln nach.

Mike seufzte und schüttelte den Kopf. »So ein Lackaffe«, murmelte er vor sich hin. Dann wandte er sich wieder an Damona. »Außerdem habe ich keinen Bauch, daß das mal klar ist. Höchstens eine winzig kleine Erhebung… Zwei Wochen Bettruhe wirken sich eben so aus«, setzte er dann noch trotzig hinzu.

»Nicht nur auf den Bauch.«

»Sondern?«

»Auch aufs Gemüt. Du bist richtig sensibel geworden, weißt du das?«

Sie lächelte. Und wenn sie so lächelte, dann wußte Mike, was los war. Er war ihr aufgesessen. Total.

»Also, weißt du«, brummte er und grinste auch. »Du kannst einem vielleicht Angst einjagen.«

»Ein kleiner Schock in der Abendstunde hat noch keinem geschadet«, räumte sie ein.

»Mir schon. Immerhin bin ich ein schwerkranker…«

»Komm, komm«, bremste sie ihn.

»Na ja, man fällt nicht so einfach vom Himmel, nur, um vom Regen in die Traufe – in diesem Fall das Hotel der Ghouls – zu kommen…«

Damona nickte und legte ihm ihre Hand auf den Unterarm. Mike hatte auf das hinter ihnen liegende Abenteuer im Kanton Graubünden/Schweiz[1] angespielt. Eine heiße Sache, im wahrsten Sinne des Wortes. Nur mit viel Glück waren sie dem Tod wieder einmal von der Schippe gesprungen.

Schicksal, dachte Damona. Wenn wir schon einmal Urlaub machen wollen.

»Okay, okay. Ich gebe auf. Begraben wir unser Kriegsbeil?«

»Ich habe meins ja noch gar nicht ausgegraben«, meinte er grinsend.

»Du bist ein Schatz!«

»Eben, eben!« Er nickte eifrig, nahm Messer und Gabel wieder auf und säbelte ein riesengroßes Stück von seinem Steak. Mit einem genießerischen Ausdruck auf dem Gesicht kaute er.

Damona füllte ihr Weinglas neu und trank. Das helle Singen der Schienen wirkte einschläfernd. Sie lehnte sich zurück.

Wenn sie ganz ehrlich war, dann mußte sie zugeben, daß ihr die Angst um Mike noch immer in den Knochen saß. Beinahe wäre es mit ihm aus gewesen. Die Ghouls waren teuflische Gegner gewesen.

Und davor das Abenteuer in der Mikrowelt. Sie kamen nicht zur Ruhe. Aber vielleicht war gerade das Sinn der Übung gewesen…

Nämlich, daß sie erkannte, daß sie nicht so einfach Urlaub einlegen konnten, wenn es ringsum brannte.

Die Blutgötter waren auf die Erde zurückgekehrt. Irgendwie war es ihnen gelungen, dieses Kunststückchen unbemerkt durchzuziehen. Sie waren hier, und sie waren aktiv. Sie brauchte keine prophetischen Gaben, um das zu wissen. Es war einfach logisch.

Und ihre erklärten Erzfeinde, die Dämonen der Schwarzen Familie, schliefen auch nicht.

Zwei Fronten. Die Frage war momentan nur, ob es zwei unabhängig voneinander zu ›behandelnde‹ Fronten waren, oder ob sich eine Fusion anbahnte.

Bisher waren sich die Blutgötter und Asmodis' Dämonen nicht sonderlich grün gewesen, was zum Teil wohl an Ghulghanaar, dem wahnsinnigen Dämon, gelegen haben mochte. Zum Großteil jedoch würde die Zusammenarbeit der beiden Horror-Parteien wohl am absoluten Machtanspruch der alten Götter der Erde scheitern. Die Moordrohr waren auf die Erde gekommen, um ihren alten Status wiederherstellen. Partner – und am allerwenigsten gleichberechtigte Partner – schienen sie abzulehnen.

Aber wie lange noch?

Schlimme Zeiten bahnten sich an.

Sie und Mike standen gegen eine gigantische Übermacht aus dem Schattenreich.

Auf lange Sicht mußten sie verlieren. Im Grunde genommen war es nur eine Frage der Zeit. Sie konnten nicht jeden Kampf gewinnen.

Sie waren nur Menschen…

»Du denkst an unsere speziellen Freunde?« brachte sich Mike Hunter in Erinnerung. Sein Gesicht schien plötzlich eine Spur kantiger geworden zu sein.

Damona nickte und erwiderte seinen Blick. »Ja.«

»Der Kampf geht weiter, auch wenn ich…« Er zögerte, schien einen Augenblick lang mit sich selbst zu kämpfen. »… auch wenn ich eine Unbekannte in der Gleichung darstelle.«

»Unsinn«, sagte sie betont gleichmütig.

»Eben nicht.« Er schüttelte sehr ernst den Kopf. »Zweimal hätte ich dich fast getötet, Damona… Das kann man nicht einfach als Unsinn abtun. Ich bin nicht mehr der Mike Hunter, der ich früher mal war. Die Zeiten sind vorbei. Ich habe mich verändert …« Er griff nach ihrer Hand und drückte sie zärtlich und doch fest. »Nach der Sache in der schwarzen Bibliothek der Dämonen[2] habe ich schon geglaubt, alles sei vorbei und wieder in Ordnung. Aber das ist es eben nicht. Ich trage noch immer dieses *Etwas* in mir, das mich unberechenbar macht. Das dafür sorgt, daß ich silberne Gegenstände nicht berühren kann, und ach, du weißt schon.«

»Aber du bist nicht zum Dämon geworden, Mike. Das ist immerhin ein Punkt, der an dich gegangen ist.«

»Ja, vielleicht war das Parcyl daran schuld – oder, noch wahrscheinlicher, das *Allmächtige Auge*, das wir aus der Schwarzen Bibliothek geholt haben.« Er zuckte die Schultern. »Auf jeden Fall wurde die Ausdehnung des Schwarzen Keims in meinem Körper gestoppt. Gestoppt – nicht mehr, nicht weniger. Das verdammte Ding sitzt noch immer in mir.«

»Du wirst es besiegen, Mike. Ich weiß es!«

»Dein Wort in Gottes Ohr!«

»Freut mich, daß du so zuversichtlich bist«, erwiderte sie sarkastisch.

Natürlich bemerkte er die Spitze. »Sorry, ich bin einfach nicht zum Helden geboren. Ganz ehrlich Damona: Ich habe eine elende Angst, daß der Hyde in mir doch noch Sieger wird…«

Was sollte sie ihm darauf antworten? Alles, was sie hätte sagen können, hörte sich trivial an, so oft gebraucht.

Mike schien zu erraten, wie es in diesem Augenblick in ihr aussah.

Er drückte noch einmal ihre Hand, dann grinste er und sagte wegwerfend: »Aber Unkraut vergeht nicht so einfach. Das ist doch immerhin ein gewaltiger Trost. Außerdem… Vielleicht kann uns dieser Roger Alyscomp wirklich helfen.«

»Wer ermutigt hier eigentlich wen?« versetzte Damona bissiger als beabsichtigt. Insgeheim gestand sie sich aber ein, daß ihr ein sarkastischer, trotziger und unerschütterlicher Mike Hunter besser gefiel als der resignierende.

Mike winkte nur ab und blickte aus dem Fenster. Dunkelheit hatte sich über das Land gesenkt. Nur hin und wieder sausten ein paar Lichter vorbei.

Sie fühlte sich irgendwie verunsichert, und dabei war sie es gewesen, die darauf gedrängt hatte, Roger Alyscomp aufzusuchen. Er war Psycho-Spezialist, allerdings ziemlich umstritten. In den vierzehn Tagen, die Mike in Chur im Krankenhaus gelegen war, hatte sie ziemlich oft in medizinischen Fachjournalen geblättert. Bei der Gelegenheit war sie auch auf den ziemlich ablehnend geschriebenen

Artikel über Alyscomp gestoßen. Seine Arbeit wurde als Scharlatanerie hingestellt, seine Erfolge angezweifelt. Der Artikelschreiber hatte sich auch nicht gescheut, Begriffe wie Hexer und Magier zu gebrauchen. Aber hinter der zur Schau gestellten Ablehnung hatte Damona doch so etwas wie neidvollen Respekt zu erkennen geglaubt.

Es war nur ein Gefühl gewesen, unterschwellig, kaum merklich, aber sie gab sehr viel auf solche Gefühle, und deshalb war ihr der Gedanke gekommen, Alyscomp aufzusuchen. Vielleicht konnte er Mike irgendwie helfen…

Sie hätte mit Mike darüber gesprochen, aber der hatte nichts davon wissen wollen. Nach seiner Entlassung hatten sie auf dem kürzesten Weg nach London zurückkehren wollen. Kurz bevor ihr Flug ausgerufen worden war, hatten sie sich dann doch spontan anders entschlossen und waren in den D-Zug nach Marseille gestiegen. Romano Tozzi hatten sie per Telegramm von der Kursänderung informiert.

Roger Alyscomp erwartete sie. Sie hatten miteinander telefoniert, und als sie ihm Mikes ›Krankheitssymptome‹ geschildert hatte, hatte er sofort einen Termin benannt und versprochen, sie vom Bahnhof abzuholen.

Ein ungewöhnlicher Mann, dieser Roger Alyscomp.

Vielleicht *zu* ungewöhnlich…

Mike streckte sich. »Ich habe keinen Hunger mehr.« Er schob den Teller demonstrativ von sich. Sein Gesicht verfinsterte sich. Wahrscheinlich waren die trüben Gedanken zurückgekommen.

Damona sagte nichts.

Noch eine knappe Stunde bis Marseille.

Der Speisewagen war fast leer. An einem Tisch, knapp fünf Yards entfernt, auf der anderen Seite des Mittelganges, saßen sich zwei ältere Männer gegenüber und schwiegen sich an. Ihre Gesichter wirkten irgendwie verkniffen.

Das monotone Rattern und Stampfen schien lauter geworden zu sein, aber das war natürlich bloße Einbildung.

Trostlos, dachte Damona. Ein mieser Abend mit mieser Stimmung.

***

Es war grauenvoll!

Sie kamen von überall her, eine Flutwelle des Grauens, große, kräftige, struppige Ratten… Fiepend und kreischend stürzten sie sich auf sie, zerfetzten ihr dünnes, seidenes Nachthemd und stießen, ihre gelblichen Reißzähne in ihr Fleisch.

Sie schlug um sich, gebärdete sich wie eine Wahnsinnige, aber sie konnte die Bestien nicht beeindrucken. Sie wimmelten über ihren Körper, und wo sie ihre nackte Haut berührten, entstand ein

fürchterlicher Juckreiz. Die Stelle entzündete sich, häßliche Eiterblasen entstanden und platzten auf.

Und sie schrie und schrie und schrie…

Sie wußte, es war ein Traum, der gleiche fürchterliche Traum, den sie auch gestern und vorgestern geträumt hatte… Aber dieses Wissen half ihr nichts, überhaupt nichts. Sie erwachte nicht. Und das war beinahe noch schlimmer, als die ekelhaften, stinkenden, herumwieselnden Rattenleiber …

Sie wälzte sich von einer Seite auf die andere und begrub einige Ratten unter sich. Die häßlichen, knirschenden Laute explodierten förmlich in ihren Ohren.

»Nein!« keuchte sie. »Es ist ein Traum… Nur ein Traum! Es passiert nicht wirklich!«

Aber es nützte nichts, daß sie sich das einzureden versuchte. Die Rattenflut spülte über sie hinweg. Schon sprangen einige der Biester auf ihr Gesicht, über ihre Stirn, verbissen sich in ihre Haarsträhnen…

Sie wischte sie davon. Schlug nach ihnen, so wuchtig sie nur konnte. Und diesmal traf sie auch ihr Ziel. Die Berührung der pulsierenden, struppigen Leiber ließ sie würgen.

Röchelnd atmete sie.

Speichel tropfte über ihre Lippen.

»Nein! Nein!«

Da hörte sie das unmenschliche Lachen. Dumpf. Grollend. Als würde es der Teufel persönlich ausstoßen.

»*Wie du mich erheiterst, Sterbliche!*«

Das Grauen wuchs. Sie spürte, daß es nur noch ein winziger Schritt in den Wahnsinn war, Realität und Traum vermischten sich, die Grenze verwischte…

Die Ratten waren übergangslos verschwunden.

Die Stille, die dem häßlichen, überlauten Fiepen und Piepsen und Kreischen folgte, war beinahe noch schlimmer.

Dann kamen die Schatten.

Lydia Porsome lag reglos auf dem Rücken, schreckensstarr, die Augen auf die grellweiß gestrichene Decke gerichtet.

Dort waren die Schatten zu sehen…

Mächtige, knollige Körper, aus denen acht überlange, haarige Beine wuchsen…

Spinnen!

Riesige Spinnen…

»Guter Gott!« hauchte sie.

Die Spinnen schwebten zu ihr herunter. Silbrige Fäden glitzerten in einem unwirklichen Licht. Es hätte finster sein müssen. Stockfinster. Es war Nacht, sie lag in ihrem Bett und schlief… Dennoch diese Helligkeit! Ein Traum! Es ist nur ein Traum! Doch die Stimme, die ihr

dies zuflüsterte, zerfetzte, wurde in ferne Dimensionen davongeweht.

Zurück blieben die Spinnen.

Lydia warf sich wieder herum. Warum stand sie nicht einfach auf?

Warum floh sie nicht einfach?

Sie konnte es nicht. Sie war dazu verflucht hier in ihrem Bett zu liegen, den Spinnen und Ratten hilflos ausgeliefert…

Und der fürchterlichen Stimme, die direkt in ihrem Kopf entstand.

Die Stimme des Teufels…

»*Sieh sie dir genau an… Es sind meine Lieblinge, die ich zu dir geschickt habe … Meine Lieblinge …*«

Gellendes Höllengelächter folgte diesen Worten.

»Warum?« stieß Lydia Porsome hervor. »Was habe ich dir denn getan?«

»*Du weigerst dich, meinem Ruf zu folgen! Du wagst es, dich mir zu versagen!*«

»Aber ich…«

»*Es liegt allein an dir, diesem Spuk ein Ende zu bereiten! Komm zu mir… Folge meinem Ruf …*«

»Nein! Niemals! Niemals!«

Er gab ihr keine Antwort.

Die Spinnen krabbelten über das weiße Leintuch. Dicke, mit Blut gefüllte Körper. Die Beine bewegten sich zitternd, ruckartig. Unaufhaltsam näherten sie sich. Hunderte waren es…

Lydia warf ihren Kopf herum. Sie konnte den Anblick nicht mehr ertragen.

Etwas in ihr zersprang klirrend. Sie begann zu wimmern. Zusammenhanglose Worte quollen über ihre Lippen.

Ihr Mann…

Frederick…

Sie riß ihre Augen auf, zwang sich, dorthin zu sehen, wo er liegen mußte.

Sie sah ihn auch.

Die Spinnen wimmelten auf ihm herum. Ein graues Gespinst hüllte ihn ein. Ein gigantischer Kokon… Sein Gesicht war eine mumifizierte Fratze …

Sie hielt es nicht mehr aus. Es war einfach zu viel. Lydia wurde plötzlich ganz ruhig.

»Ich werde kommen«, hauchte sie. »Ich verspreche es. Ich widersetze mich deinem Ruf nicht mehr, Meister…«

»*Es ist endgültig*«, versetzte die reingeistige Höllenstimme. »*Wenn du nicht kommst, werde ich dich holen! Niemand widersetzt sich mir…*«

Die aufdringliche Selbstzufriedenheit, die in der telepathischen Stimme mitschwang, brachte sie schier um. Sie kam sich unendlich klein und schmutzig vor. Sie hatte einen Kampf verloren, der ihr

Schicksal entschieden hatte.

»Die Spinnen… Sie sollen verschwinden …«, keuchte sie hysterisch.

Mit unkontrollierten Bewegungen schlug sie nach den häßlichen Körpern.

Große, gnadenlose Augen starrten sie an. Die langen Spinnenbeine zuckten konvulsivisch. Die klumpigen, schwarzen Körper pulsierten.

»*Dein Wunsch ist mir Befehl*«, tönte es in ihrem Schädel. »*Aber vergiß nicht, daß du mir ein Versprechen gegeben hast!*«

Lydia schüttelte heftig den Kopf.

Nein, sie würde es nicht vergessen. Ihre Gegenwehr war vollkommen erloschen. Sie würde dem Ruf folgen… Morgen, sobald sie ihn hörte.

Alles war besser als dieser Wahnsinn!

Einen Augenblick lang wunderte sie sich, warum sie so klar denken konnte, es war doch ein Traum, ein Alptraum… Dann war es schon wieder vergessen.

Die Irrealität wurde wieder mächtiger.

Die Spinnen waren noch immer da. Frederick starrte sie mit großen, fragenden Totenaugen an, und plötzlich öffnete sich sein Mund zu einem stummen Schrei. Der Kokon spannte sich und – zerplatzte mit einem peitschenden Knall.

Die Spinnen zogen sich zurück. Ganz langsam, zögernd, als fühlten sie sich um eine sichere Beute betrogen.

Lydia verfolgte jede ihrer Bewegungen aus weit aufgerissenen Augen. Mühsam schluckte sie. Ihr Hals spürte sich wundgescheuert an.

Widerlich. Frederick…

Guter Himmel, laß ihn nicht tot sein! dachte sie. Sie streckte eine Hand aus, berührte ihn vorsichtig. Der Kokon war klebrig. Sie mußte sich einen Ruck geben, um nicht laut aufzuschreien.

»Frederick…«, hauchte sie.

Wieder klaffte sein Mund auf. Gelbe, spitz zulaufende Zähne glitzernden darin.

War es denn noch immer nicht vorbei? Ihr Herz hämmerte so hart, daß sie glaubte, ihre Brust müsse zerspringen.

Frederick richtete sich auf: Aus seiner Hand wuchsen schlangengleiche Gebilde. Sie pendelten hin und her. Große Raubtieraugen starrten sie an.

Die Hand zuckt plötzlich vor, direkt auf sie zu…

Der harte Schlag riß ihren Schädel in den Nacken.

»Nein!« flehte sie.

Dann kam Dunkelheit.

***

»Um Gottes willen, Lydia, du mußt aufwachen! Aufwachen! Hörst du denn nicht?«

Die Stimme zerfaserte, vielstimmige Echos wurden daraus, die verzerrt und kaum verständlich waren. Vor ihren Augen wallten dichte, schlierige Schleier. Wie ein Regenfilm auf einer schmutzigen Fensterscheibe.

»Lydia! Lydia, verdammt!«

Sie begriff nichts. Die Ohrfeige, die ihren Kopf zurückwarf, brannte, riß sie in die Wirklichkeit zurück, befreite sie aus dem fürchterlichen Alptraum, aber sie begriff es nicht. Noch nicht.

Endlich konnte sie ihre Augen öffnen.

Frederick beugte sich über sie. Sein Gesicht war totenbleich. In seinen großen Augen stand die Sorge.

»Lydia, endlich«, stieß er erleichtert hervor. Seine zum Schlag erhobene Rechte sank herunter.

»Es… es tut mir leid«, flüsterte er. »Ich wußte mir nicht mehr anders zu helfen. Ich glaube, wenn ich dich nicht geschlagen hätte, dann wärst du nie mehr aufgewacht.«

»Es war ein Traum…«, erwiderte sie. »Ich wußte, daß es nur ein Traum war. Aber ich – ich konnte trotzdem nicht aufwachen!«

Schluchzend barg sie ihren Kopf an seiner Brust. Sein Herzschlag beruhigte sie. Er streichelte über ihr Haar.

»Wenn du es mir erzählen willst…« Seine Stimme klang spröde und zittrig.

Sie spürte, daß er schwitzte. Kalter Schweiß. Angstschweiß.

»Ich bin so froh, daß du am Leben bist…« murmelte sie.

»Aber warum sollte ich denn…« Er verstummte abrupt.

»Der Traum… Die Spinnen hatten dich in ihr Netz eingewoben…«

»Lydia!«

Seine Stimme klang plötzlich energisch. »Es war nur ein Traum! Du darfst nicht glauben, daß das wirklich geschehen ist. Erzähl mir alles, rede es dir von der Seele, und vor allem: Nimm es dir nicht so zu Herzen. Du zitterst ja immer noch…«

»Es war kein normaler Traum, Fred«, flüsterte sie.

»Aber was redest du denn da?«

»Ich weiß es…« Sie zögerte. Konnte sie es ihm sagen? Würde er ihr glauben? Er liebte sie, und sie hatten sich immer alles gesagt, deshalb entschied sie es diesmal auch so zu halten.

Sie löste sich von ihm, zog die schweißnasse Bettdecke hoch und hielt sie mit klammen Fingern fest. Dann hob sie ihren Blick und sah Frederick direkt an.

»Versprich mir, daß du mir glaubst«, bat sie.

»Ich verspreche es.«

»Es fällt mir nicht leicht, darüber zu reden. Es – es ist so phantastisch, so unglaublich… Ich habe Angst, daß du mich für verrückt hältst.«

»Quatsch.«

»Sag das nicht… Du hast meine Geschichte ja noch gar nicht gehört.«

»Dann schieß endlich los!« Seine Stimme hatte einen ungeduldigen, nervösen Unterton angenommen.

Sie nickte und räusperte sich. »Es – es begann vor zwei Tagen… Da kamen die Alpträume das erste Mal. Ich kann mich ganz genau erinnern. Ratten tauchten buchstäblich aus dem Nichts auf und stürzten sich auf mich. Und im Hintergrund entstand eine unheimliche Gestalt …«

»Was für eine Gestalt?«

»Groß und düster…«

»Ich will alles wissen, Lydia! Alles!« unterbrach er sie noch einmal.

Sie zuckte unwillkürlich zusammen. »Also gut«, flüsterte sie. »Es war ein Skelett. Ein riesiges Skelett, das in eine grobe weiße Kutte gehüllt war. Der Schädel war noch von einer pergamentenen Haut überzogen, und die Zähne…« Sie schüttelte den Kopf, als könne sie die Erinnerung nicht ertragen. »Es war fürchterlich.«

»Ein Skelett«, echote Frederick fassungslos. »Aber das ist Wahnsinn, Lydia…«

»Ja, das ist es«, hauchte sie. »Ich weiß, daß ich mich nicht irre. Ich habe dieses Wesen gesehen, und ich weiß, daß es meinetwegen aufgetaucht ist. Es hat mich angesehen mit seinen kalten, unbarmherzigen Totenaugen… Und die Ratten – die Ratten gehorchten ihm.«

»Es war ein Traum!« Fredericks Stimme überschlug sich fast.

Schweißperlen standen auf seiner Stirn und rannen durch die Augenbrauen in die Augen.

»Ein Traum, ja… Aber ein Traum, der der Wirklichkeit entspringt. Der Unheimliche hat mich gerufen. Er will, daß ich zu ihm komme…«

»Und – wirst du seinem Ruf folgen?« fragte Frederick rauh.

Sie nickte. Tränen stiegen in ihre Augen. »Ich *muß* ihm folgen.«

»Aber warum denn?«

»Weil er mich sonst mit seinen Alpträumen in den Wahnsinn treibt!« Ihre Stimme war ein einziger Aufschrei. »Frederick, ich habe Angst! Ich habe solche Angst!«

Er nahm sie in die Arme, aber sie spürte, daß er ebenfalls zitterte, daß er ihr glaubte, daß er begriffen hatte, daß sie kein verrücktes Zeug redete. »Wir müssen von hier verschwinden!« sagte er unvermittelt. »Wir haben genug Geld, wir…«

»Er wird uns überall finden«, sagte sie so leise, daß er es kaum verstehen konnte.

»Verdammt! Ich glaube es einfach nicht! Es gibt keine lebenden Skelette! Es widerspricht jeglicher Logik! Es darf nicht sein, verstehst du denn nicht, Lydia!« Er bäumte sich regelrecht gegen die Gewißheit

auf, gegen das Gefühl, das ihm sagte, daß Lydia recht hatte.
Traurig sah sie ihn an. Sein schmales, markantes Gesicht war wächsern und kantig. Über seinen Augenbrauen stand eine steile Falte. Seine Hände waren zu Fäusten geballt.

»Du weißt, daß ich recht habe«, sagte sie nur.

Er senkte den Kopf.

»Wenn ich nicht zu ihm komme, dann wird er mich holen.«

Frederick schwieg.

Überlaut war das Ticken der kleinen Uhr auf dem Nachttischchen zu hören. Der Wind bauschte die Vorhänge.

»Mir ist kalt«, sagte Frederick plötzlich. Er glitt aus dem Bett und ging zum Fenster hinüber. Mit einem Ruck schloß er es. Er zerrte die Vorhänge zurecht und wollte schon wieder zu Lydia zurückkehren, als er erstarrte. Behutsam wandte er sich um und hob den Vorhang an. Dann starrte er in die Dunkelheit hinaus.

»Was ist denn?«

Keine Antwort.

Lydia spürte die Eiseskälte, die plötzlich im Zimmer war. Gänsehaut entstand auf ihrem ganzen Körper. Sie schlüpfte aus dem Bett und huschte auf Zehenspitzen zu ihrem Mann hinüber.

Er starrte noch immer aufs Meer hinaus.

Sie folgte seinem Blick. Bisher hatte sie die Aussicht immer genossen; ihr Haus stand direkt an den Klippen, eine wildromantische Lage, um die sie viele ihrer Bekannten beneideten. Eine schmale Treppe führte zum Strand hinunter.

Wenn die Sonne aufging, konnte man meinen, in einem Zauberreich zu sein. Die Farbenpracht war unbeschreiblich.

Jetzt aber…

Dunkelheit lastete auf dem hier und da silbrig aufblitzenden Wasser. Nebelschleier zitterten unruhig hierhin und dorthin. Noch immer fiel der Regen; allerdings nicht mehr so voller verheerender Wut wie vorhin. Auch der Sturm hatte nachgelassen.

Gewaltige Wolkenmassen rasten über den Himmel. Der Mond hing wie eine narbige Fratze dahinter; immer wieder wurde sein Licht verdeckt.

Eine unheimliche Atmosphäre strahlte von der düsteren, sich hebenden und senkenden Wasserfläche aus.

Körperlich spürbar war sie.

Drohend!

Frederick spürte es ebenfalls. Er starrte aufs Meer hinaus, und seine Augen glänzten wie im Fieber. Das Grauen hatte seine Spuren darin hinterlassen.

»Spürst du es auch?« hauchte er tonlos.

Lydia nickte.

Sie klammerte sich an ihm fest. *Immer noch in einem Alptraum gefangen…* durchzuckte es sie. *Nichts ist anders geworden!*

Ein realer Alptraum.

Ein Kloß bildete sich in ihrer Kehle. Riesengroß. Würgend. Rasselnd kam ihr Atem. Rasselnd und stoßweise.

Flucht war sinnlos.

Sie konnten nicht fliehen. Jetzt nicht mehr.

»Da!« stieß sie plötzlich atemlos hervor.

Über dem Meer war etwas aufgetaucht, etwas Helles, Flatterndes…

Etwas, das über dem Wasser zu ihnen heranschwebte…

Und dann sah Lydia die glühenden Totenaugen, die den fürchterlichen Schädel auf so unheimliche Art und Weise lebendig erscheinen ließen, die auseinanderklaffenden Kiefer, die gelben, zu einem teuflischen Totenlachen gebleckten Zähne…

Und in ihrem Schädel explodierte der Ruf: »*Komm! Du hast mir dein Wort gegeben! Löse es ein! Komm! Komm zu mir!*«

Diese Augen…

Der Unheimliche fixierte sie. Sie glaubte, in den düsterroten Blick einzutauchen, darin unterzugehen, darin zu ertrinken!

Die Augen. »Du darfst nicht gehen!« keuchte Frederick. »Ich lasse es nicht zu! Dieses – dieses Wesen bringt dich um!«

Also hatte er den Befehl ebenfalls vernommen! Sie war nicht wahnsinnig, sie bildete sich das alles nicht bloß ein! »O mein Gott«, flüsterte sie.

***

Marseille! In dem weitflächigen, modernen Bahnhofsgebäude ging es trotz der späten Stunde zu wie in einem Taubenschlag. Menschenmassen wälzten sich zu den Ausgängen. Andere zu den Bahnsteigen. Unpersönliche Stimmen quäkten aus großen Lautsprechern und empfingen die Ankommenden und verabschiedeten die Abreisenden. Die Gesichter der Menschen waren bleich und verschlossen.

Die Hektik zerrte an den Nerven. Irgendwo weinte ein kleines Kind.

Mike Hunter war unwillkürlich stehengeblieben. Er war ein Großstadtmensch, sicher, aber so etwas hatte er schon lange nicht mehr erlebt. Er war ja auch schon seit einer Ewigkeit nicht mehr per Zug unterwegs gewesen. Na ja, dachte er. In den Flughäfen der Welt geht’s noch wilder zu.

Er packte den leichten Reisekoffer fester und marschierte weiter.

Damona war ein paar Schritte vor ihm. Obwohl sie während der ganzen Fahrt keine Sekunde geschlafen hatte, sah sie aus wie ein fleischgewordener Junggesellentraum – ausgeruht, frisch, unternehmungslustig. Und auch sonst stimmte alles an ihr. Die

Vertreter des männlichen Geschlechts von sechzehn bis achtzig waren der beste Beweis dafür. Ihre Augen leuchteten auf, Köpfe verdrehten sich, und Mike hätte jede Wette gehalten, daß mehr als einer dieser flüchtig auftauchenden Bewunderer bei Damonas Anblick schweißnasse Hände bekam.

Kein Wunder.

Ihm ging es auch immer wieder mal so. Und das wollte schon eine ganze Menge heißen.

Sie hatten schon viel zusammen durchgestanden, trotzdem war ihre Beziehung nicht eingefroren. Im Gegenteil. Mike war der festen Überzeugung, daß sie in der letzten Zeit sogar wesentlich intensiver geworden war. Die ständige Bedrohung hatte sie noch fester aneinander gebunden.

Das war auch einer der Gründe, warum er sich manchmal haßte.

Ja, haßte. Er trug den Schwarzen Keim der Blutgötter in sich, war also eine potentielle Gefahr für Damona. Eigentlich hätte er zusehen müssen, sich so schnell wie möglich so weit wie möglich von ihr zu trennen. Aber er liebte sie. Und sie hatte ihm in letzter Zeit auch oft genug klargemacht, daß es in ihr nicht anders aussah.

Sie waren beide nicht stark genug, sich zu trennen. Ob das nun ein Vorteil oder ein Nachteil war, wußte er nicht. Vielleicht konnten sie die Misere wirklich gemeinsam überstehen! Vielleicht aber auch nicht…

Vielleicht brachte er Damona eines Tages doch noch um! Zweimal hatte er es bereits versucht. Sicher, in diesen Augenblicken war er nicht er selbst gewesen, da hatte der Keim die Herrschaft über seinen Geist ergriffen. Aber was änderte das schließlich am Resultat?

Wenn Damona tot war, spielte das keine Rolle mehr… Die Schwarze Macht würde triumphieren.

Mike wußte, daß er sich verrückt machte, wenn er noch länger darüber nachgrübelte. Er kaute ohnehin schon viel zu lange darauf herum. Seit Wochen schon. Seine Stimmung hob und senkte sich wie ein sturmgepeitschtes Meer. Und dabei hatte er früher einmal geglaubt, ein ausgeglichener Bursche zu sein.

So konnte man sich täuschen.

Er holte Damona ein. Gemeinsam bahnten sie sich ihren Weg durch die drängende, schwitzende, stoßende, keuchende Menschenmasse. Sie wurden angerempelt, vom Hauptstrom mitgetragen und irgendwo in der Nähe des Ausgangs wieder ausgespien.

Die Luft war stickig und verbraucht. Mike wischte den Schweiß von seiner Stirn.

»Gleich haben wir's geschafft«, meinte Damona erleichtert.

Er nickte nur.

Sie stiegen die breite Treppe empor und erreichten die große

Bahnhofshalle. Dahinter ragte eine weite Glasfront auf; eine schier endlose Reihe Drehtüren führte ins Freie. Rechter Hand gab es die Telefonzellen, Fahrkartenschalter.

Hier war die Luft besser. Die Wahnsinnsdrängerei ebenfalls. Die Menschen strömten zu den Ausgängen. Das Stimmenwirrwarr wurde erträglicher.

Wieder Durchsagen.

Mikes Schulfranzösisch reichte aus. Er hatte noch nichts verlernt.

»Voilà!« versetzte Damona und blickte sich suchend um. Roger Alyscomp hatte versprochen, sie vom Bahnhof abzuholen, und sie zweifelte offenbar nicht daran, daß er pünktlich war.

Überhaupt, fand Mike, schien sie sehr viel von ihm zu halten. Dabei kannte sie ihn bisher nur dem Namen nach.

Aber was das anbelangte, mischte er sich nicht ein. Damona war eben keine normale Sterbliche, sondern die Tochter der Hexe Vanessa. Ihre Sinne waren um ein Vielfaches sensibler als die seinen. Oft genug hatte sie das schon unter Beweis gestellt.

Deshalb hatte er schließlich doch noch zugestimmt, nach Marseille zu fahren und diesen Alyscomp aufzusuchen. Damona hatte eine so verflixt überzeugende Art an sich…

Mike seufzte und musterte Damona. Sie strich sich eine widerspenstige schwarze Haarsträhne aus dem Gesicht. Eine beiläufige Handbewegung; trotzdem von einer Anmut, die ihn auf dumme Gedanken kommen ließ.

Sie bemerkte seinen Blick und sah ihn direkt an. Ein zärtliches Lächeln huschte über ihr ebenmäßiges Gesicht, das von den großen, geheimnisvollen Katzenaugen und den hoch angesetzten Wangenknochen, die den slawischen Einschlag verrieten, beherrscht wurde.

Er wich ihrem Blick aus, beugte sich vor und stellte den Koffer ab.

»Hoffentlich kommt der Bursche bald«, brummte er. »Ich habe ein komisches Gefühl.«

»Wie komisch?« Damonas Blick veränderte sich, wurde irgendwie wachsamer, lauernder. Ihre Haltung angespannter.

Mike bemerkte es nur zu gut.

Und er merkte auch, daß in ihm etwas vorging. Jetzt, in diesem Augenblick. Aber was?

Er kam mit diesem komischen Gefühlsleben, das nicht sein eigenes zu sein schien, einfach nicht klar.

»Mir kommt es so vor«, sagte er gedehnt, »als müßte jeden Augenblick etwas passieren…«

»Mike!« Damonas Hand legte sich um seinen Arm. »Du mußt dich dagegen wehren…«

»Tu ich doch!«

Sie hatte Angst um ihn, er sah es ihr an. Er schüttelte den Kopf, winkte ab. »Es ist nicht so schlimm… Wie soll ich es dir erklären? Ich spüre etwas Bedrohliches, und ich weiß nichts damit anzufangen. Ich weiß nicht, warum das so ist, ich weiß nicht, wer bedroht wird. Verdammt, ich weiß überhaupt nichts!« Er preßte sich die Handflächen gegen die Schläfen.

Die Stimmen wurden irgendwie leiser. Die Geräusche der hin und her hastenden Menschen ebenfalls.

Und das komische Gefühl war verschwunden.

Die Spannung, die sich zwischen ihnen manifestiert hatte, war jedoch wie ein körperliches Gewicht, wie eine unsichtbare Grenze, die sie trennte.

Ein Abgrund aus Raum und Zeit.

»Mike…«

Er sah sie wieder an.

»Wir haben doch bereits eine Erklärung dafür gefunden«, sagte sie eindringlich. »Erinnerst du dich nicht?«

Langsam schüttelte er den Kopf. Er wußte wirklich nicht, auf was sie hinauswollte.

»Vor ein paar Wochen, nachdem du mich mit dem Schürhaken angegriffen hast…« Sie brach ab und starrte ihn an.

»Die Moordrohr…«, flüsterte er plötzlich, als er begriff.

»Du hast deinen Anfall auf die Nähe eines Moordrohr zurückgeführt. Seine Nähe muß den Schwarzen Keim aktiviert – oder wenigstens intensiviert haben. Mike – dadurch, daß du den schwarzen Impulsen des Keims widerstehen kannst, bist du zu einem Dämonenspürer geworden!«

Er schluckte trocken. »Aber – das würde ja bedeuten…«

»Genau das!« räumte sie ein.

»Das wäre wirklich eine Erklärung.« Er schüttelte den Kopf und kratzte sich am Kinn. »Damit haben sie ganz bestimmt nicht gerechnet.«

»Nein, ganz bestimmt nicht.« Damona strahlte ihn an. Ihre Finger krallten sich förmlich in seinen Arm.

»Dann passen wir ja glänzend zusammen«, räumte Mike Hunter ein und grinste. »Die Hexe und der – wie hast du mich genannt? – Dämonenspürer. Ein Traumpaar gegen die Horror-Lobby, wenn ich das richtig sehe.«

»Du solltest dich nicht lustig darüber machen.«

»Schon gut.«

»Hoffentlich!«

Er wechselte das Thema. »Dann hat es also seinen tieferen Grund, daß wir beide so spontan doch noch nach Marseille gefahren sind.«

»Das glaube ich jetzt auch.«

»Und der gute Monsieur Alyscomp?«
Sie zuckte die Schultern. »Hat vielleicht etwas damit zu tun. Jedenfalls war es sein Name, der mich auf die Idee gebracht hat, hierher zu kommen. Das muß etwas zu bedeuten haben.«
»Vielleicht geheimnissen wir so langsam in jede Kleinigkeit etwas hinein«, gab Mike skeptisch zu bedenken. »Wir müssen mächtig aufpassen, daß wir nicht eines Tages durchdrehen.« Er machte eine ziemlich eindeutige, international verständliche Handbewegung.
»Gefahr erkannt – Gefahr gebannt!« erwiderte Damona.
»Da hast du auch wieder recht.«
Mike nagte an seiner Unterlippe. Mit der Entwicklung der Dinge hatte er beileibe nicht gerechnet. Aber ihre Erklärung war eindeutig logisch, das mußte er zugeben.
Mal sehen, dachte er.
Auf jeden Fall fühlte er sich jetzt wieder wesentlich besser. Das war schon mal ein großer Vorteil. »Komm«, sagte er und nahm Damona am Arm. »Raus aus dem Mief. Wir warten draußen auf den großen Psycho-Meister.«
»Mike!«
»Ach komm schon, du mußt ja auch grinsen!«
Sie seufzte ergeben und nickte. Sie drückten sich in die Glaskabine der Drehtür und standen eine Sekunde später auf dem Bahnhofsvorplatz. Taxi reihte sich an Taxi, bei manchen lief der Motor, und es stank gewaltig nach Abgasen.
Es war finster. Kaum ein Stern stand am Firmament. Schwere, tiefhängende Wolken wirkten bedrohlich. Das Licht der Peitschenlaternen schien davon regelrecht aufgesogen zu werden. Ein kalter Nachtwind säuselte. Papierfetzen wurden davongewirbelt.
Aber die Kühle tat gut. Der Schweiß trocknete ein. Die Müdigkeit wurde aus seinen Knochen geblasen.
Er legte seinen Arm um Damonas Schultern und zog sie ganz dicht zu sich heran, so daß er die Wärme ihres schlanken, biegsamen Körpers spüren konnte.
So blieben sie eine ganze Weile stehen.
Dann fuhr ein silbergrauer, blitzsauberer Citroën vor, ein Hüne von Mann stieg aus und sprintete auf sie zu.
»Das ist er«, sagte Damona einfach.
»Er hat sich verspätet«, sagte Mike lakonisch.

***

Etwas Dämonisches haftete ihm an.
Er war groß, mindestens ein Meter neunzig, mittelschlank, fast stämmig. Sein kantiger Schädel saß direkt auf den Schultern. Lange, braune Haare fielen ihm bis auf die Schultern. Sein Gesicht war

breitflächig, die Nase ebenfalls, die Augen unverhältnismäßig klein und stechend. Aber daran mochte die randlose, runde Brille nicht ganz unschuldig sein.

Roger Alyscomp sah beileibe nicht so aus, wie man sich einen Psychiater gemeinhin vorstellte.

Eher im Gegenteil.

Alles an ihm wirkte nachlässig. Sogar die Kleidung. Er trug abgewetzte Jeans, dazu ein weites, schwarzes Baumwollhemd und darüber eine ebenfalls schwarze Lederjacke mit hochgestelltem Kragen.

Er näherte sich zielsicher, mit schnellen, geschmeidigen Schritten.

Keinen Augenblick lang schien er daran zu zweifeln, daß sie es waren, die er abzuholen versprochen hatte.

Woher nimmt er diese Sicherheit? fragte sich Damona. Die geheimnisvolle Aura des Mannes war für sie regelrecht körperlich spürbar. Er war kein Dämon, nicht einmal ein dämonischer Handlanger, soviel stand für sie fest. Trotzdem diese Aura…

Sie nahm sich vor, Roger Alyscomp sehr aufmerksam zu beobachten. Er war kein einfacher Erfolgs-Psychiater. Hexer und Magier, ja, die Begriffe paßten schon wesentlich besser zu ihm. Damona gestand sich ein, daß der Artikelschreiber – was Alyscomps äußerere Erscheinung betraf – gar nicht so danebengelangt hatte.

»Kein Zweifel, Sie sind es!« rief er ihnen entgegen. »Voilà, Sie sind Mademoiselle King und Sie Monsieur Hunter!«

Mike warf ihr einen raschen, seltsamen Blick zu, sagte aber nichts.

Also hatte er es ebenfalls gespürt.

Dann stand Alyscomp vor ihnen. Sie begrüßten sich, schüttelten sich die Hände.

»Verzeihen Sie meine Verspätung«, sagte er in einwandfreiem Oxford-Englisch. »Ein Patient. Und dann dieser verflixte Verkehr. Marseille ist eine überfüllte Stadt geworden…« Er machte eine wegwerfende Geste und führte sie zu seinem Citroën hinüber. Irgendwo röhrte ein hochgezüchteter Motor auf. Ein Porsche zog an den Taxis vorbei.

Marseilles Hektik teilte sich ihnen auf ihre ganz spezielle Art und Weise mit.

Irgend etwas lag in der Luft…

Roger Alyscomp erwies sich als perfekter Gentleman. Er hielt Damona die Tür auf und ließ sie einsteigen, Mike bat er, im Fond Platz zu nehmen. Dann verstaute er den Koffer und ließ sich hinters Lenkrad fallen. Mit einem sanften ›Flapp‹ fiel die Tür ins Schloß.

»Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Reise?« erkundigte er sich, während er den Citroën in den fließenden Nachtverkehr einfädelte und Richtung Osten fuhr.

»Wir können nicht klagen«, erwiderte Damona.

»Warum sind Sie nicht geflogen?« erkundigte er sich und warf ihr einen raschen Seitenblick zu. »Es gibt ausgezeichnete Verbindungen.«

»Eine Laune«, meinte Damona.

»Ah, nun, ich verstehe.« Er lächelte. Sein breites Gesicht nahm einen gutmütigen Ausdruck an. Die seltsame. Ausstrahlung, die Damona vorhin bemerkt hatte, war auf einmal wie weggewischt.

Ein seltsamer Mann, dieser Roger Alyscomp…

Dennoch entspannte sie sich und lehnte sich in die bequemen Polster zurück.

»Ich wohne außerhalb, müssen Sie wissen«, meinte er beiläufig.

Sein Gesicht war jetzt eine dunkle Fläche. Nur wenn ihnen ein anderer Wagen entgegenkam, huschte Licht darüber. Dies ließ es unnatürlich bleich, fast teigig wirken.

Mike schwieg sich aus. Damona registrierte es, und fragte sich, ob ihnen wirklich Gefahr drohte. War Mike tatsächlich ein Dämonenspürer geworden… Ein Mann, der speziell auf die Nähe der Blutgötter reagierte?

Es wäre zu phantastisch.

Und lebensgefährlich. Ja, auch das. Mikes blitzschneller und kompromißloser Angriff mit dem Schürhaken[3] saß ihr noch sehr lebendig in der Erinnerung.

Andererseits hatte er – was die Beherrschung des Keims betraf – große Fortschritte gemacht.

Er konnte ihre Nähe wieder ertragen. Und er war fest entschlossen, den Kampf gegen die Dämonischen weiterzuführen. Auch das war ein Punkt gewesen, über den er sich lange Zeit nicht im klaren gewesen war. Beinahe wäre er selbst zum Dämon geworden. Ein derartiges Erlebnis hinterließ seine Narben… Keine sichtbaren, aber ungleich tiefere und schmerzhaftere.

Damona war Roger Alyscomp für sein Schweigen dankbar. Der Psychiater fuhr konzentriert und zügig. Die Straße war wie ein schwarz gelacktes Band, das sich vor ihnen herzog. Die Häuserfassaden zu beiden Seiten wirkten seltsam abweichend. Das gewisse Etwas, das beispielsweise in London oder – noch mehr – in Paris spürbar wurde, gab es hier nicht. Marseille war eine Metropole ohne Herz, wenigstens kam es ihr in diesen Momenten so vor. Die Schließung des Suezkanals schien immer noch nicht verwunden. Genausowenig wie die Tatsache, daß sich die Stadt nunmehr im französischen Binnenland orientieren mußte.

Aber Frankreich war Marseille gegenüber schon immer undankbar gewesen: Nach der Revolution war auf der Canbiere eine Guillotine aufgestellt und Marseille offiziell in ›Stadt ohne Namen‹ umbenannt worden. Dabei war der *Charit de Armee du Rhin*, die spätere

Marseillaise, auf den Lippen der Marseiller Freiwilligen für das Revolutionsheer zur Hymne der Freiheit geworden.

Fast könnte man Mitleid bekommen, dachte Damona.

Roger Alyscomp räusperte sich. »Sie haben uns besseres Wetter gebracht, wußten Sie das?«

Damona sah ihn fragend an.

»Nun, bis vor knapp einer Stunde tobte hier ein Unwetter, wie es nur alle paar Jahrzehnte einmal vorkommt. Es war schlimm. Laternenmasten wurden geknickt. Telefonleitungen gekappt. Der Strom fiel aus. Die Leute hatten Angst, ihre Häuser könnten davongewirbelt werden.« Er schaltete herunter und bremste sanft ab. Vor ihnen war eine Ampel auf Rot gesprungen.

Damona erwiderte nichts.

Die Ampel schaltete auf Grün, und Alyscomp fuhr wieder an. Die Häuserlandschaft veränderte sich kaum. Hier und da waren Fenster erleuchtet. Es ging auf 23 Uhr zu.

Sie erreichten die Außenbezirke Marseilles. Die Straße wand sich an abbruchreifen Wohnsilos vorbei. Moderne Slums.

Damona erinnerte sich daran, erst kürzlich einen Artikel über das akute Ausländerproblem Marseilles gelesen zu haben. Getan wurde nicht viel. Die verantwortlichen Behörden traten hilflos auf der Stelle. Es war immer und überall das gleiche.

»Sie werden selbstverständlich meine Gäste sein.«

»Wie kommen wir zu der Ehre?« fragte Mike, der bisher konsequent geschwiegen hatte, ziemlich schroff. »Bieten Sie allen Ihren Patienten diesen Service?«

»O non, mon ami, das geht leider nicht. Es ist ganz einfach: Der Name *King* hat einen guten Klang, nicht nur in ihrer Heimat, auch in meiner. Außerdem – ich war schon oft in London, und ich habe Ohren, um zu hören und Augen, um zu sehen. Und…« er lächelte knapp, »und ein Gehirn, um damit zu denken. Sie, Mademoiselle King, sind mir nicht unbekannt. Und auch Ihren Vater, Mademoiselle King, James F. King, kenne ich. Ein großer Mann, der die naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultäten der Universität Marseille-Aix sehr großzügig unterstützte. Wie geht es ihm?«

»Er ist tot«, antwortete Damona nach einem kurzen Zögern.

»Tot?« echote Alyscomp verwundert. »Das – das tut mit leid. Nehmen Sie mein aufrichtiges Beileid entgegen.«

»Danke, Monsieur Alyscomp.«

Er nickte schweigend. Von diesem Augenblick an schwieg er. Sein Gesicht hatte sich merklich verkantet. Die Wangenknochen spielten.

Was ging jetzt in seinem Kopf vor?

Unwillkürlich fragte sich Damona, warum sie aus Roger Alyscomp nicht schlau wurde…

Was war so anders, so besonders an ihm? So vertraut und doch so fremdartig?

Sie wußte es nicht. – *Noch nicht.*

***

Das Licht flackerte, und einen Herzschlag lang sah es so aus, als würde es ganz erlöschen.

Lydia Porsome riß sich von ihrem Mann los und verharrte bewegungslos. Ihr Nervenkostüm war mehr als löchrig geworden. Sie ahnte, daß sie dem Unheimlichen nicht entkommen konnten.

Frederick kreiselte herum, packte sie und zerrte sie hinter sich her.

»Wir haben schon viel zu lange gewartet!« keuchte er atemlos.

»Wir müssen endlich etwas tun! Sonst sind wir verloren! Kapierst du das denn nicht?«

»Ich habe ihm mein Wort gegeben…«

»Nichts hast du! Es war ein Traum! Hörst du: ein verdammter Traum…«

»Und was ist das da draußen dann für ein Wesen?«

»Zum Henker damit! Wir werden jedenfalls nicht warten, bis es hier ist!«

Sie erreichten den Treppenabsatz. Frederick Porsome wischte sich wild den Schweiß von der Stirn.

Sie hasteten die Treppe hinunter. Immer zwei, drei Stufen auf einmal nahmen sie.

Draußen schien sich das Wetter wieder zu verschlechtern. Man konnte das Heulen des Sturmes hören. Die Meeresbrandung donnerte gegen die Felsen. Ein stetes Grollen lag in der Luft.

»Wir schaffen es, Liebling«, versuchte Frederick seine Frau zu ermutigen.

Es gelang ihm nicht.

Lydia zitterte am ganzen Körper. Vor ihren Augen flimmerte es.

Manchmal kam es ihr so vor, als verschiebe sich die Realität…

Als würde sich ein neuer Horror-Traum manifestieren…

Der Unheimliche wußte, daß sie zu fliehen versuchten. Ganz sicher war sie sich dessen plötzlich.

»Frederick…«, hauchte sie.

Aber er unterbrach sie mit einer schroffen Handbewegung. »Wir schaffen es!« keuchte er wieder. »Du mußt es nur auch wollen! Solche Wesenheiten sind auch an bestimmte Gesetze gebunden. Die können uns nicht überallhin verfolgen, glaub mir!«

Er war so fest entschlossen, daß er wirklich an das glauben mußte, was er sagte.

Aber sie konnte es nicht. Sie hatte gesehen, was der Unheimliche für eine Macht hatte. Der Traum-Ratten und -Spinnen. Eiskalt lief es ihr

über den Rücken. Und dieser Macht wollten sie sich widersetzen? Halbnackt waren sie, ihr Mann trug einen dünnen Schlafanzug und Lederslipper und sie nur ihr durchsichtiges Negligé.

Er schien ihre Gedanken zu erraten. »Wir nehmen den Jaguar. Bis nach Marseille schaffen wir es mühelos.«

Marseille… hallte es in ihr nach.

Marseille war so weit weg wie der Mond, wenigstens im Augenblick. Und damit auch ihre Zweitwohnung in der Rue de la Croisant.

»Es hat keinen Sinn, Frederick«, stöhnte sie. Sein Griff war brutal und tat weh.

Er stoppte, riß sie zu sich heran und versetzte ihr eine Ohrfeige.

»Du bist dem Kerl verfallen! Himmel, ich verstehe nicht, wie das möglich ist, aber es ist so!«

Sie schluchzte und hob ihre Hände schützend vor ihr Gesicht. Er ließ seine erhobene Rechte sinken. Sein Mund öffnete sich, als wollte er noch etwas sagen, aber er blieb stumm. Er schüttelte den Kopf, wandte sich ab und eilte allein weiter.

»Frederick!« schrie sie ihm nach.

Er gab ihr keine Antwort.

Sie wußte, was das zu bedeuten hatte. Er hatte es aufgegeben, um ihr Leben zu kämpfen. Jetzt ging es ihm nur noch um sein eigenes armseliges Leben.

Plötzlich haßte sie ihn. Sie ballte ihre kleinen Fäuste und stürmte ihm nach.

In fiebernder Hast durchquerte sie die teuer eingerichtete Halle im Erdgeschoß. Ihre Schritte hallten vom Marmorboden wider.

Frederick war in seinem Büro verschwunden.

Sie hörte ihn hastig in seinen Papieren kramen. Natürlich. Seine Papiere, seine Akten und Scheckbücher, die waren wichtig. Lieber würde er sich vierteilen lassen, als sie einfach aufzugeben.

Lydia fletschte ihre Zähne. Tränen perlten über ihre Wangen. Ihr Magen verkrampfte sich. Sie hatte das Gefühl, als wühle eine Skeletthand darin herum.

Es war fürchterlich.

Sie fühlte sich so einsam und allein, so ekelhaft verraten und im Stich gelassen.

Dabei traf Frederick nicht einmal Schuld. Er hatte sie ja mitnehmen wollen, er hatte es ja versucht. Aber sie konnte nicht.

Ihr Haß entsprang völlig irrationalen Überlegungen. Es war nicht ihr Haß, sondern der des Unheimlichen, der sich vom Meer her näherte.

Er flößte ihn ihr ein.

Er hatte Macht über sie, eine unheimliche, widernatürliche Macht!

Lydia verlangsamte. Auf ihren schmalen Schultern schien ein tonnenschweres Gewicht zu lasten, das sie in den Boden rammen

wollte.

Ihre Bewegungen fielen ihr plötzlich unsagbar schwer. Sie hörte Frederick fluchen. Ein hartes, metallisches Geräusch. Er hatte seinen Aktenkoffer geschlossen.

Lydia sah ihn deutlich vor ihrem geistigen Auge.

Noch zwei Schritte bis zu Fredericks Büro. Schweiß lief ihr in Strömen übers Gesicht. Das Flimmern vor ihren Augen wurde stärker.

Es roch plötzlich nach Schwefel.

Sie wunderte sich und vergaß es im nächsten Augenblick wieder.

Noch ein Schritt. Wie flehend streckte sie ihre Hände aus. Und bekam den Türrahmen zu fassen. Ihre Finger krallten sich daran fest.

Sie gab sich einen Ruck, machte den nächsten Schritt, wußte, daß sie etwas Fürchterliches zu sehen bekommen würde…

Und dann stand sie auf der Schwelle zu Fredericks Büro.

Sie erstarrte. Ganz kalt wurde es ihr, als überziehe sie eine Eisschicht.

Ausdruckslos starrte sie auf Frederick.

Ein Strick war um seinen Hals geschlungen, und dieser Strick war an einem der wuchtigen Deckenbalken seines Büros befestigt.

Langsam pendelte der Leichnam hin und her…

***

Entgeistert starrte sie auf den Toten. Fredericks Augen waren weit aufgerissen und glasig. Sein Mund zu einem stummen Schrei geöffnet. Das namenlose Grauen hatte sich in seine Züge eingebrannt.

Sein Gesicht war eine einzige Schreckensmaske.

Was mochte er im Augenblick seines Todes gesehen haben?

Lydia schrie und begriff nicht einmal, daß sie es war, die da schrie.

Alles in ihr verkrampfte sich. Ihr Herzschlag setzte aus. Dann hämmerte er unregelmäßig weiter.

Vor ihren Augen wurde es schwarz.

Sie taumelte rückwärts, wollte den Blick abwenden, und konnte es doch nicht.

»Ich habe dich gewarnt!« grollte eine dumpfe Stimme.

Lydia zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Gütiger Himmel, nahm das Grauen denn kein Ende?

»Ich habe dich gewarnt, aber du wolltest nicht hören!«

»Nein!« wimmerte sie. »Ich – das ist nicht wahr!«

»Ich weiß es!«

Frederick!

Ihr toter Mann sprach mit der Stimme des Unheimlichen! Sein Mund bewegte sich.

Lydia sah die angeschwollene, bläulich verfärbte Zunge.

Es ist nicht möglich! Es – es ist ein Traum, ein neuer Horror-Traum!

Gelächter.

Es pflanzte sich durch ihren Körper, wie brutale Stromstöße, immer wiederkehrend, nie endend. Konvulsivisch zuckte sie.

Vergeblich versuchte sie, sich an der Realität festzuhalten.

Der Horror-Traum überschwemmte sie.

Die Realität verging in einem grellen Aufblitzen. Silberperlen wurden emporgespien, durcheinandergewirbelt – um gleich darauf zu zerbersten. Eine schwarze Flüssigkeit regnete auf den Boden nieder.

Nebel wallte.

Frederick pendelte immer noch an dem Strick, an dem er hing, hin und her.

Aber jetzt lachte er.

In seinen toten Augen flackerte ein fantastisches Feuer.

Lydia schrie nicht mehr. Sie preßte ihre Hand vor den Mund, biß darauf, bis sie das salzige Blut spürte.

Wann ist es vorbei? fragte sie sich. Wann? O guter Gott…

»Ich bin der Alptraum-Bringer! Ich bin dein Herr und Meister! Du hast meinen Ruf vernommen und dich widersetzt. Das fordert Strafe heraus. Ewige Verdammnis… Wer nicht freiwillig zu mir kommt, den hole ich …«

Lydia sackte auf die Knie. Krämpfe schüttelten ihren Körper. Der Boden war blutrot. Sie kniete in einer klebrigen Flüssigkeit…

Ein Traum! Ein Traum!

»Nein, nicht mehr!« gellte da eine höhnische Stimme hinter ihr!

Eisiger Sturmwind brandete heran und schleuderte sie herum.

Geisterklauen rissen sie hoch, auf die Füße, und zwangen sie, in die Halle hinauszugehen. Ihre Bewegungen waren hölzern. Sie war nur noch eine Marionette. Ein Körper, eine leere Hülle. Ihr Bewußtsein brannte und verging. Nichts konnte es mehr retten.

Es war besser so.

Vor dem hohen, in zahlreiche quadratische Flächen unterteilten Fenster tauchte ein Schemen auf. Weißlichgelbe Knochen schimmerten im Regen. Weißliche Schleier umflirrten die Horror-Gestalt in der Kapuzenkutte.

Ein silberner Reflex tanzte über das weite, scharf geschliffene Sensenblatt…

Dann zerbarst das Fenster!

In einem ekelhaften, gellenden Klirren flogen tausend Glassplitter in die Halle, schrammten über den Boden, wurden von einem nicht irdischen Luftzug davongefetzt. Die Vorhänge blähten sich auf.

Der Alptraum-Bringer war gekommen!

Lydia starrte ihm wie hypnotisiert entgegen. Jetzt war keine Furcht mehr in ihr. Alles war ganz leicht. Sie setzte sich in Bewegung und ging zum Fenster.

Der leibhaftige Tod stand dort.
Die Knochenfratze war zu einem fürchterlichen Grinsen verzerrt.
Die Knochenhände hielten die große Sense. Der Holzstiel war von einer modrigen Schicht überzogen. Auf der weißen Kutte saßen schimmlige Flechten. Ein widerlicher Modergestank strömte von der Erscheinung aus.
Der Alptraum-Bringer streckte seine Arme aus. Der Wind schwoll an. Das Tosen der Brandung in der Tiefe nahm zu, wurde zu einem raubtierhaften Brüllen und Kreischen.
»Komm!« befahl der Alptraum-Bringer.
Lydia gehorchte.
Sie konnte nicht mehr denken. Es war auch nicht nötig.
Sie ging ihrem Tod entgegen.
Der Unheimliche ergriff die Sense mit beiden Händen. Als Lydia Porsome nahe genug herangekommen war, riß er die tödliche Waffe hoch und schlug zu!
Ein glühendheißer Schmerz durchzuckte Lydia, dann war es vorbei.
Dunkelheit nahm sie auf.

***

Er rannte, so schnell er konnte. Die eiskalte Seeluft stach wie ein glühendes Messer in seine Lungen. Der Schweiß rann ihm in Strömen über den Rücken und klebte Unterhemd und Hemd auf seine Haut.
»Gnade dir Gott, wenn du mich belogen hast!« brüllte Georges Baconnet, der Bürgermeister von Aubarneros, neben ihm.
David Chavrin setzte zu einer saftigen Erwiderung an, aber er kam nicht mehr dazu, sie auszusprechen. Plötzlich verfing sich sein Fuß in einem struppigen Hindernis. Er wurde nach vorn gerissen.
Ein gellender Schrei flog über seine Lippen. Seine Hände wirbelten herum, versuchten, irgendwo Halt zu finden.
Aber einen solchen Halt gab es nicht.
Chavrin stürzte schwer. Der Schmerz fraß sich in seinen Schädel hinein und raubte ihm den Atem. Er überschlug sich, fiel weiter, den steinigen Abhang hinunter.
Wie verrückt hämmerte sein Herz. Seine Hände fetzten über einen nachgebenden Gegenstand – packten instinktiv zu.
Eine Luftwurzel!
Der Ruck kugelte dem Fischer schier die Arme aus. Sein Schädel flog in den Nacken, seine Füße pendelten über dem Abgrund hin und her. Unten rauschte die See, hob und senkte sich, wie ein lebendes, bluthungriges Wahnsinnswesen, das Beute witterte.
Chavrin konzentrierte sich auf seine Finger. Sie waren klamm und ohne Gefühl. *Nicht loslassen, um Himmels willen, nicht loslassen!* hämmerte er sich ein.

Er schalt sich einen Narren! Solange schon lebte er hier am Meer, und den schmalen Klippenpfad war er schon tausendmal hinaufund hinuntergestiegen, und ausgerechnet jetzt mußte ihm so etwas passieren.

Er war dem Tod näher als dem Leben, er wußte es.

»Baconnet!« krächzte er verzweifelt. »Verdammt, helfen Sie mir doch!«

Er hörte Schritte über sich. Steine kullerten herunter. Dann Sand.

Er rieselte ihm über den Schädel.

»Ich komme ja schon, Mann!« keuchte der beleibte Bürgermeister.

»Wo stecken Sie denn?«

»Hier! Ich hänge an einer Wurzel…«

Ein häßliches Knirschen, das ihm durch Mark und Bein gellte, wurde laut. Die Luftwurzel bewegte sich. Chavrin biß die Zähne zusammen, daß es knirschte.

Vorsichtig versuchte er sein Körpergewicht zu verlagern. Wenn die Wurzel brach, dann…

Er durfte nicht daran denken.

Wieder rieselte Sand auf ihn herunter.

Baconnets schnaufende Atemzüge waren zu hören. »Verdammt! Wie soll ich Sie da nur heraufholen?«

Verzweiflung zitterte plötzlich in der Stimme.

Chavrin platzte der Kragen. »Bewegen Sie halt Ihren fetten Hintern!«

Baconnet fluchte.

Chavrin schloß seine Augen. Warum habe ich mich nicht aus der ganzen Merde herausgehalten? fragte er sich zum wiederholten Male. Warum habe ich die Leiche nicht einfach liegenlassen? Es war nicht meine Angelegenheit! Ich hätte mich nicht darum kümmern brauchen!

»He! Da – nehmen Sie meine Hand! Schnell!« stöhnte Baconnet.

Chavrin riß seine Augen wieder auf. Behutsam löste er seine Rechte von dem knorrigen Wurzelwerk. Dann sah er den Schattenriß von Baconnets Hand. Er griff zu, klammerte sich daran fest.

Baconnet stieß die Luft aus und riß ihn hoch. Chavrin hätte dem Mann niemals eine derartige Kraft zugetraut. Jetzt aber mußte er sich eingestehen, daß er ihn unterschätzt hatte.

Er krachte gegen den Rand des Abgrunds. Sein Magen verkrampfte sich. Baconnet nahm darauf keine Rücksicht. Er zog und zerrte, bis Chavrin auf sicherem Boden lag. Er würgte.

»Alles klar, Mann?« erkundigte sich Baconnet kurzatmig.

»Ja, ja, alles klar.« Chavrin quälte sich auf die Füße. Wankend stand er und wischte sich den kalten Schweiß vom Gesicht. Seine Augen tränten. »Danke!« fügte er dann hinzu. Es fiel ihm nicht einmal schwer. Dabei hatte er sich vor Jahren einmal vorgenommen, dieses Wort niemals mehr in den Mund nehmen zu müssen.

Baconnet lachte meckernd und verstaute sein großes, rotweißkariertes Taschentuch wieder in seiner Jacke. »Schon gut. Kommen Sie.«

Chavrin nickte. Er übernahm wieder die Führung. Seine Gedanken kreisten. Das Antlitz der Toten stand noch immer vor seinem geistigen Auge. Und noch immer hallte der fürchterliche Aufschlag ihres Körpers in ihm nach. Er hatte gewußt, daß er dieses Erlebnis nie wieder vergessen konnte.

»Ich kann es nicht glauben!« sagte Baconnet nach einer Weile und brach damit das monotone Rauschen der Brandung.

Chavrin lachte bissig. »Sie werden es glauben müssen!«

»Das ist der achte Selbstmord innerhalb einer Woche!«

»Ihre Sache.«

»Sie haben gut reden! Die Leute sind ohnehin in Panikstimmung. Das hier geht uns alle an. Jeder kann der nächste sein…«

Chavrin sah den Bürgermeister an. Dessen rundliches Gesicht glänzte. Die tief in den Speckschwarten des Gesichts versteckten Äugelchen funkelten fiebrig.

»Sie glauben, daß es so etwas wie eine – Epidemie ist?« fragte er vorsichtig.

Und er hatte allen Grund, vorsichtig zu sein. Von der unheimlichen Erscheinung, die er auf dem Meer draußen hatte schweben sehen, hatte er nämlich wohlweislich keinen Ton gesagt. Er wollte nicht für verrückt erklärt werden. Viele Leute warteten nur darauf, ihm dieses Attribut anhängen zu können. Er galt ohnehin schon als Sonderling, weil er es vorzog am Meer unten zu wohnen.

Der Bürgermeister zuckte die Schultern. »Schon… Aber so etwas *kann* es doch nicht geben.«

»Ach, ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll!«

Sie hatten den Fuß des schmalen Pfads erreicht. Der Boden war noch glitschiger und trügerischer, als die schmalen, in den Fels geschlagenen Stufen. Man mußte höllisch aufpassen, wohin man seinen Fuß setzte.

Chavrin hatte seine Lektion gelernt. Er verlangsamte. Baconnet tat es ihm gleich. Sein Atem rasselte. Er war es nicht mehr gewohnt, eine derartige Eile vorzulegen.

Baconnet war ein Mittfünfziger und seit zwanzig Jahren Bürgermeister von Aubarneros, ein tüchtiger Bursche mit einem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und somit immer auf der Seite des kleinen Mannes. Er und Chavrin hatten schon manche Flasche Bier miteinander getrunken. Baconnet hielt nichts von Standesunterschieden und noch viel weniger von der Aura der Respektsperson. Er gab sich als Kumpel, und das machte ihn bei den einfachen Leuten beliebt. Die Neureichen, die vor einiger Zeit

zugezogen waren und sich ihre Prunkvillen auf die Klippen gesetzt hatten, sahen das ganz anders. Aber bisher hatten sie sich zurückgehalten, von einigen kleineren Beschwerden einmal abgesehen.

Nicht zuletzt eingedenk dieser Tatsache hatte Chavrin Baconnet aufgesucht; jeder andere hätte ihn erst gar nicht angehört, sondern gleich für verrückt erklärt und die Polizei gerufen. So waren sie hier.

Der Bürgermeister hatte auf weitere Begleiter verzichtet. Wahrscheinlich war auch er skeptisch gewesen.

»Dort vorne«, keuchte Chavrin, »dort vorne muß sie liegen.«

Er wieselte voraus, umrundete den wuchtigen Felsblock – und blieb plötzlich wie angewurzelt stehen.

»Nein!« stieß er hervor.

Baconnet keuchte heran.

»Himmel, was ist denn?«

»Sie ist verschwunden!«

»Was?«

»Sie haben es doch gehört, zum Henker!« stieß Chavrin rauh hervor. »Sie ist weg!«

Baconnet stürmte vorwärts.

Chavrin schüttelte den Kopf und folgte ihm langsam. Er spürte, wie sich die Angst in ihm ausbreitete. Hier waren Kräfte am Werk, die man besser nicht reizte.

»Kommen Sie! Schnell!« schrie Baconnet und winkte ihm. »Blutspuren!«

Chavrin sah sie ebenfalls. Sie führten zum Strand hinunter.

»Aber – aber sie war tot, Baconnet! Ich schwöre ihnen, daß sie tot war!«

»Tote können nicht mehr davonkriechen!« versetzte der Bürgermeister lakonisch.

Sie folgten der makabren Spur.

Dann sahen sie den dunklen Körper. Er lag halb im Wasser, mit dem Gesicht nach unten. Nebel schwebte darüber und ließ ihn irgendwie übernatürlich aussehen. Ein Schleier der Ewigkeit hatte sich über den Leichnam ausgebreitet. Das blonde Haar schwebte auf der unruhigen Wasserfläche.

Chavrin spürte, daß ihm heiß und kalt wurde. Am liebsten wäre er davongelaufen. Gewaltsam mußte er diesen Wunsch abblocken.

Er starrte auf den Leichnam.

Und da bemerkte er die huschenden Bewegungen. Er sah genauer hin.

»Sehen Sie es auch?« hauchte Baconnet im gleichen Augenblick.

Ja, er sah es auch.

Aber er wollte es nicht wahrhaben, wollte nicht zulassen, daß er das

in seinen Geist aufnahm!
Es war das Wasser…
Die Wellen hatten sich zu grausigen Fratzen verformt. Gierige, hervorquellende Augen glotzten ihnen entgegen. Mäuler waren weit aufgerissen. Andere saugten noch immer am Hals der Toten.
Wieder andere lösten sich auf. Ein gespenstisches Wispern und Raunen und Schmatzen und Flüstern lag in der Luft und übertönte die normalen Geräusche der Brandung.
Chavrin hatte plötzlich das Gefühl, als würde er neben sich stehen.
Als sei er gar nicht mehr er selbst, sondern ein Fremder, der den Wahnsinn teilnahmslos mit ansah…
Er schrie, und dieser Schrei ließ den Bann zersplittern!
Die Alptraumfratzen vergingen. Das Wasser gurgelte und blubberte. Gischt spritzte hoch und regnete auf Chavrin nieder, als er vorwärts stürmte und sich neben dem Leichnam auf die Knie niederfallen ließ.
Baconnet folgte ihm.
Gemeinsam zogen sie die Tote aus dem Wasser.
Sie hatten es beide gesehen, und sie hatten nicht geträumt. Die Fratzen waren real gewesen…
Das bewiesen auch die schrecklichen Bißwunden am Hals der Toten. Chavrin sah weg.
Baconnet murmelte ein Gebet.
»Hören Sie schon auf damit!« schrie Chavrin unbeherrscht. Gehetzt blickte er sich um. Plötzlich glaubte er, die Drohung, die vom Meer ausstrahlte, körperlich spüren zu können.
Eine unheimliche, feindselige Stimmung baute sich auf, manifestierte sich rasend schnell.
»Wir müssen von hier verschwinden! So schnell wie nur möglich! Hören Sie, Baconnet? Wir müssen weg von hier!«
»Und diese Unglückliche…?«
»Wir nehmen sie mit.«
Baconnet dachte kurz nach, dann nickte er. »Ja, Sie haben recht, jetzt spüre ich es auch!«
»Die Wasserfratzen werden zurückkehren!« keuchte Chavrin. »Die lassen sich nicht so einfach von ihrer Beute vertreiben!«
Er sollte sich nicht täuschen…

***

Der Nebel wurde immer dichter und verwandelte die Landschaft in eine Alptraumszenerie aus bizarren Schatten, verwaschenen Konturen und im Scheinwerferlicht tanzenden undefinierbaren Partikeln.
Eine schlierige zähflüssige Brühe, die alles überspülte.
Roger Alyscomp fuhr langsam. Die letzten Lichter von Marseille waren schon vor einer Ewigkeit hinter ihnen vom Nebel verschluckt

worden.

»Eine verrückte Nacht!« kommentierte der Psychologe sarkastisch.

Damona kam es so vor, als spüre sie Nervosität von ihm ausstrahlen, aber sie war sich nicht völlig sicher. Der hin und her wogende Nebel verzerrte alles, selbst Gefühle.

In der Ferne war ein nie enden wollendes Tosen und Rauschen zu hören; eine makabre Untermalung für dieses Teufelswetter.

Die schmale Straße schlängelte sich auf den hohen Klippen am Meer entlang, wie Roger Alyscomp vorhin erklärt hatte. Deshalb auch der Nebel. Eigentlich eine ganz normale Sache.

Trotzdem schien dieser Nebel anders, fremdartig – böse zu sein.

Ein Leichentuch aus einer anderen Welt, auf sie heruntergeworfen, um etwas Schreckliches zu verbergen…

Spürte es Roger Alyscomp ebenfalls? War er deshalb nervös?

Immer öfter glitt sein Blick nach links hinüber, dorthin, wo in einigen Yards Entfernung der Klippenrand liegen mußte, und in der Tiefe der Strand und das Meer. Seine Finger umklammerten das lederbezogene Lenkrad so fest, daß die Knöchel weiß hervortraten.

Eine eigentümliche Spannung hatte sich im Wageninnern aufgebaut, eine geistige Kälte, die sie frösteln ließ.

Drohende Gefahr!

Damonas Muskeln spannten sich an. Kopfschmerzen breiteten sich rasend schnell aus, ihre Gedanken taumelten träge in ihrem Schädel herum.

Etwas geschah.

Aber was? *Was?*

Sie konnte nichts sehen, so sehr sie sich auch anstrengte. Der Nebel reflektierte das Abblendlicht des Citroën förmlich.

Damona schloß ihre Augen wie unter einem inneren Zwang. Der Hexenstein, den sie an der Silberkette um ihren Hals trug, vibrierte deutlich spürbar. Heiße und kalte Wogen pulsten davon aus.

Und dann manifestierten sich die Visionen!

Damona sah wirbelnde Schemen vor ihren geschlossenen Augen herumtanzen, gigantische Höllenfratzen, die nur aus Raubtieraugen und weit aufklaffenden Kiefern bestanden, aus denen schäumender Geifer tropfte.

Dieser Anblick verwischte, wurde undeutlich. Blitze loderten auf.

Dann sah sie den Unheimlichen! Ein riesiges Skelett in einer rohgewebten Kapuzenkutte. Ein irres Gelächter brandete ihr entgegen, während der Unheimliche eine riesige Sense schwang! Auch dieser Anblick verging. Schwärze wogte in ihren Geist. Die Kopfschmerzen wurden schlimmer. Ihre Zähne klapperten wie im Fieber aufeinander, und sie bemerkte es nicht einmal. Roger Alyscomp und Mike Hunter starrten sie fassungslos, verwirrt, sprachlos an.

Alyscomp sagte etwas, aber seine Stimme zerfaserte, wurde verzerrt, undeutlich, bis sie nur noch eine Folge animalischer Grunzund Knirschlaute war.

Damona wollte etwas sagen, aber es ging nicht.

In die kosmische Schwärze sickerten Lichttropfen und zerplatzten.

Eine neue Vision…

Der Strand. Zwei Männer. Hastig bewegten sie sich. Und sie trugen etwas: einen weiblichen Körper. Einen Leichnam. Weiches, blondes Haar hing naß und strähnig zu Boden.

Die Männer wurden verfolgt…

Wieder die Fratzen, die sie vorhin bereits gesehen hatte. Gleichzeitig erschien der Unheimliche. Er hob seine Sense, ein unirdisches Leuchten flirrte über das stählerne Blatt.

Im nächsten Augenblick war es vorbei.

Mit einem Ruck öffnete Damona die Augen. Sie zitterte. Die Schmerzen, die in ihrem Schädel tobten, waren nicht mehr auszuhalten. Vor ihren Augen drehte sich alles.

»Sind Sie wieder okay?« erkundigte sich Alyscomp besorgt.

Jetzt erst bemerkte sie, daß er den Wagen angehalten hatte und sich besorgt zu ihr herüberbeugte.

Mike starrte sie nur an. In seinen Augen war abzulesen, daß er ahnte, was mit ihr geschehen war. Eine stumme Frage stand darin.

»Ich…« Damona brach ab. Wieder lauschte sie in sich hinein. Das Gefühl sich manifestierender Gefahr wurde übermächtig. Das Pulsieren des Hexensteins schwoll an. Heiß und kalt wechselte jetzt irrsinnig schnell.

Damona riß sich energisch zusammen.

»Reden Sie!« fuhr sie den Psychiater an.

Er wurde überrascht, das war offensichtlich. Leicht zuckte er zusammen. »Sie wissen…«, murmelte er verwundert.

»Tun Sie nicht so. *Sie* wissen!«

Er schien etwas sagen zu wollen, aber dann nickte er nur. Mit fahrigen Händen zog er eine Zigarette aus dem zerknautschten Päckchen, das in der Konsole gelegen hatte, und zündete sie an. Tief inhalierte er.

»Ja, Sie haben recht. Ich – ich wollte es Ihnen später sagen, aber…«

»Dafür ist jetzt keine Zeit! Reden Sie endlich, Mann!« fuhr sie ihn an.

»Ich weiß, daß Sie eine Hexe sind… Die Tochter der Hexe Vanessa. Ich weiß, daß Sie Ihr Leben dem Kampf gegen das Böse verschrieben haben.« Seine Stimme klang irgendwie müde.

»Woher?«

Er zuckte die Schultern. In seinem Gesicht stand plötzlich ein verzweifelter Ausdruck. »Diese Frage kann ich Ihnen nicht beantworten. Ich weiß es eben… Seit ein paar Tagen. Es war plötzlich

da, dieses Wissen, als sei es in mein Bewußtsein eingesickert. Und noch etwas …« Er zögerte wieder.

»Monsieur Alyscomp«, sagte Damona sehr bestimmt. »Etwas Fürchterliches braut sich über uns zusammen, und Sie sind darin verwickelt. Ich kann nur etwas unternehmen, wenn Sie mir alles sagen, was Sie wissen!«

»Ein Name«, stieß er hervor. »Mit dem Wissen ist ein Name aufgetaucht. – Dennis Draker!«

Damona schluckte.

Dennis Draker… Sie erinnerte sich. An den Tag, an dem alles begonnen hatte. An den Tag, an dem sie einundzwanzig Jahre alt geworden war – an dem ihr ihr Vater die Geschichte seines Lebens erzählt hatte.

Wie er seine Frau, ihre Mutter, aus den Fängen des Hexenjägers Brodkin gerettet hatte. Von der Flucht. – Und von seinem Freund Dennis Draker, der am Grenzfluß Nera erschossen worden war, der sein Leben gelassen hatte für ihre Eltern. [4]

Und jetzt – jetzt tauchte dieser Name wieder auf.

»Können Sie etwas damit anfangen?« fragte Alyscomp leise.

»Ich werde es Ihnen später erzählen«, erwiderte sie.

Mike räusperte sich. »Ich kapiere überhaupt nichts«, sagte er mürrisch. »Außerdem – dieser Nebel. Er macht mich noch verrückt… Manchmal kommt es mir so vor, als würden sich Fratzen darin bilden, und …« Er fuhr sich an die Stirn. »Damona, ich – ich spüre es wieder …«

Sie wußte, was das zu bedeuten hatte. Sie hatten nicht mehr viel Zeit.

Das Unheil hing direkt über ihnen. Flucht war unmöglich. War immer unmöglich gewesen, von Anfang an…

»Sie haben dafür gesorgt, daß wir hierher kommen«, stellte sie fest.

Wieder nickte er. »Ja. Ich kenne mich in den geheimen Wissenschaften aus. Ich habe einen Artikel über mich forciert, ich wußte, daß Sie ihn lesen und neugierig werden würden. Ein niederer Geist hat mir von Ihrem Abenteuer in der Schweiz berichtet. Und auch Monsieur Hunters Verletzung. Ich wußte, wußte ganz genau, was zu tun war, um Sie beide hierher zu bekommen.«

»Aber warum, warum, zum Henker?« brauste Mike auf.

So langsam schien er auch durchzublicken, was hier gespielt wurde.

Alyscomp zuckte die Schultern. »Weil ich mir nicht mehr anders zu helfen wußte. Weil ich – Hilfe brauche. Weil ich weiß, daß ich allein gegen den Alptraum-Bringer nichts ausrichten kann.«

***

Damona hielt den Atem an.

So langsam begriff sie die Zusammenhänge. Trotzdem – was hatte Dennis Draker damit zu tun? Sollte der Name als – Codewort gelten? Sollte es ihr bedeuten, daß sie Alyscomp vertrauen konnte?

Hatte ihre Mutter aus dem Reich zwischen den Dimensionen dafür gesorgt, daß er den Namen erfuhr? Wollte sie ihr so ein Zeichen geben? Und was sollte dieser Name – *Alptraum-Bringer?*

Es war zu spät, weitere Fragen zu stellen.

Der Nebel wallte hektischer. Die Schlieren schienen förmlich anzuschwellen, sich aufzublähen.

Wilde Strudel bildeten sich.

Dann zerplatzten die Nebelschlieren. Höllenfratzen entstanden.

Rotglühende Augen starrten sie an.

»Da!« schrie Alyscomp entsetzt. »Es fängt schon an… Wir sind verloren!«

»Noch nicht!« versetzte Damona grimmig.

»Los, fahren Sie schon!« schrie Mike von hinten.

Alyscomp drückte die Zigarette aus, kuppelte, gab Gas und raste los, direkt auf die fratzenübersäte Nebelwand zu.

Das Heulen und Donnern der Brandung, die in der Tiefe gegen Klippen tobte, wurde lauter, als wäre unvermittelt eine lärmdämmende Schutzglocke weggehoben worden. Der Sturm heulte.

Schlagartig setzte auch der Regen wieder ein. Große fette Tropfen prasselten gegen die Fensterscheiben.

Die Nebelfratzen waren überall.

»Keine Chance!« schrie Alyscomp verzweifelt.

»Reden Sie nicht, fahren Sie lieber!«

»Es sind Traum-Wesenheiten!«

»Was sagen Sie da?«

»Sie haben es doch gehört! Das sind Geister… Und Geister kann man nicht bekämpfen!«

»Das werden wir ja sehen!« sagte Damona.

Die Wand kam näher. Der Motor des Citroën heulte schrill und mißtönend auf, als sie darin eintauchten. Das Geräuschchaos war unbeschreiblich. Tausend gequälte Seelen schienen da zu schreien.

Die Fratzen vergrößerten sich, Körper bildeten sich, riesige Arme und Fäuste. Sie hämmerten auf die Karosserie ein. Einen Herzschlag später zersplitterten die Fenster. Ein Scherbenregen klirrte ins Innere.

»Behaupten Sie noch immer, daß das Träume sind?« brüllte Mike.

Er hatte seinen Colt Cobra gezogen. Die Waffe war mit geweihten Silberkugeln geladen und diese Nahrung schmeckte keiner finsteren Wesenheit.

Als er direkt voraus eine Höllenfratze auftauchen sah, zischte er Damona zu: »Kopf weg!«

Sie pendelte nach rechts hinüber.

Mike legte an und schoß.
Die Visage verschwand wie ausgeknipst.
»Glauben Sie es mir jetzt!«
Alyscomp schlug mit der Rechten auf das Lenkrad.
»Es sind Visionen eines wahnsinnigen Geistes!«
Regen wehte ihnen ins Gesicht, Regen und ein eisiger Wind. Nebelschwaden trieben hinterher.
»Woher wissen Sie so genau Bescheid?« fragte Damona.
»Ich…«
Mike feuerte wieder.
Und wieder zerplatze eine Visage. Die riesigen, glühendroten Augen vergingen. Andere Fratzen erschienen an der Stelle.
Und jetzt wurde es gefährlich.
Sie griffen konzentriert an. Die weit aufgerissenen Mäuler schwebten heran, spitze, naßglitzernde Fänge öffneten sich, zeigten düsterrote Schlünde, dicke, schuppige Zungen…
Damona griff Roger Alyscomp ins Steuer. Der Psychiater hatte den Citroën nach links verrissen. Dort waren die Klippen. Wenn der Wagen von der schmalen Straße abkam, und in die Tiefe stürzte…
Sie reagierte eiskalt.
»Lassen Sie mich fahren! Los, los!«
Er stoppte, die Fratzen rückten näher. Ganz langsam; sie schienen die Situation zu genießen.
Blitzschnell wechselten Damona und Roger Alyscomp die Plätze.
»Was haben Sie vor? Sie können doch nicht…«
»Und ob ich kann!« gab sie zurück. Dabei lächelte sie honigsüß.
Er verdrehte die Augen.
Mike lachte plötzlich. »Sie ist eine Hexe, Alyscomp, vergessen Sie das nicht!« kommentierte er.
Damona rammte den Gang hinein, drehte den Motor hoch. Der Wagen ruckte nach vorn. Damona konzentrierte sich auf das kaum sichtbare Band der Straße. Die Fratzen rückten näher. Über die Kühlerhaube zum offenen Frontfenster.
Regen peitschte ihr ins Gesicht. Sie wischte ihn weg. An ihren langen Wimpern klebten kleine silbern schimmernde Perlen.
Sie sind Träume…
Roger Alyscomps Stimme hallte in ihrem Geist wider. Vielleicht hatte er ja tatsächlich recht. Etwas ähnliches war ihr schon einmal untergekommen, damals, als sie gegen Arne Grym gekämpft hatte. [5]
Für das Schattenreich gab es nichts, das unmöglich war.
Und wenn es tatsächlich Traum-Kreaturen waren, dann…
Damona handelte bereits.
Sie schloß die Augen, konzentrierte sich vollkommen auf die Straße, auf den Wagen, auf das Lenkrad, das unter ihrem festen Griff leicht

vibrierte.

Sie wurde eins mit dem Wagen und der Straße. Sie spürte sie, fühlte sie, fühlte ihre Nässe, den Nebel – den natürlichen Nebel – der darüber dampfte und wallte.

Alyscomp bemerkte es.

»Mon dieu! Öffnen Sie Ihre Augen!«

»Still!« zischte Mike.

Alyscomp verstand nicht. »Aber…« wollte er einwenden.

Mike versetzte ihm einen derben Stoß.

Damona bekam es nur am Rande mit. Die Kraft in ihr wuchs, und sie fühlte, daß sie von den geheimnisvollen Energien des Hexensteins genährt wurde.

Gedanken wirbelten hinter ihrer Stirn. Erinnerungen an ihre tote Mutter Vanessa, die sich schon so lange nicht mehr auf telepathischem Wege gemeldet hatte. Angst, daß sie auch in ihrer reingeistigen Existenz den Tod gefunden hatte.

Es wäre eine Erklärung für ihr langes, beharrliches Schweigen gewesen.

Aber was wußte sie schon, was in den jenseitigen Sphären vor sich ging?

Nichts, überhaupt nichts.

»Schließt eure Augen!« befahl sie den beiden Männern. Gleichzeitig beschleunigte sie. Ihre Augen hielt sie krampfhaft geschlossen, und sie hoffte, daß Mike und Alyscomp ihrem Befehl nachgekommen waren. Wenn nicht, dann waren sie verloren…

Sie spürte die Nähe der Nebel-Monster!

Eine schleimige, pestilenzartigen Gestank verbreitende Erscheinung!

Eine Existenz, die direkt in ihrem Geist spürbar war! Und nur da!

Eiskalte Berührungen auf ihrem Gesicht. Gallertige Klauen schienen darüberzustreichen. Dann peitschte Nässe nach. Der Regen. Der Regen in einer anderen Welt… In der Welt der Menschen … Aber diese Welt durfte sie momentan nicht sehen – nicht einmal akzeptieren.

Ihr Fuß senkte sich tiefer, nagelte das Gaspedal ins Bodenblech.

Das Röhren des Motors wurde lauter, dann immer leiser, je weiter sich Damona von dieser Realität entfernte.

Sie dachte sich in eine andere Welt!

In eine Welt, in der nur die Straße auf den Klippen existierte, eine Straße, die in ein unbeschreiblich schönes, friedliches Land führte.

Sonnenschein. Möwen kreisten im warmen Wind. Die Wellen des Meeres kräuselten sich friedfertig.

Aber ihre andere Realität war nicht perfekt genug!

Ein Schatten, schwärzer als schwarz, fiel ein, überdeckte alles. Die Möwen kreischten angsterfüllt auf und flatterten davon. Die Meeresbrandung erhob sich. Gischt sprühte davon. Das Wasser

wirbelte und tobte. Strudel bildeten sich. Dunkelheit breitete sich aus, beherrschte alles.

Der Alptraum-Bringer brach in ihren Traum ein…

***

Plötzlich schien die Hölle ihre Pforten zu öffnen: Ein fürchterliches Tosen und Kreischen wurde hinter ihnen laut.

Georges Baconnet stieß einen überraschten Schrei aus und drehte sich heftig um. Durch den Ruck glitt die kalte, schlaffe Frauenhand aus seinem Griff. Der Leichnam fiel zu Boden. Chavrin fluchte.

»Was ist denn…«

»Da!« kreischte Baconnet fassungslos. »Siehst du es denn nicht?«

Seine Stimme kippte über.

Und mit gutem Grund!

Sie hatten den Pfad, der auf die Klippen hinaufführte, fast zur Hälfte hinter sich. Noch ein paar Meter, und sie waren in Sicherheit.

Doch diese Sicherheit war jetzt mit einem Mal so fern wie der Nordpol.

Eine gigantische Flutwelle schoß auf sie zu. Wie eine riesige Faust, gebildet aus Tausenden und Abertausenden Wassertropfen! Und jeder dieser Tropfen war eine lebendige Fratze, von unmenschlichem Haß verzerrt.

»Das…« Chavrin brach ab, schloß seinen Mund und warf sich herum. »Weg! Los!«

»Aber die Frau!«

»Liegenlassen! Die ist doch tot… Wenn wir nicht schleunigst abhauen, dann ergeht es uns genauso wie ihr! Ich hätte es wissen müssen!«

»Ich kann nicht!« Baconnet schluchzte fast. Verzweifelt bückte er sich und hob den Leichnam hoch und warf ihn sich über die massige Schulter. Die Frau war zierlich und schlank, dennoch nagelte ihn ihr Gewicht schier in den Boden.

Chavrin hatte bereits drei Meter Vorsprung herausgeschunden. Er blickte sich nicht mehr um. Seine untersetzte, hagere Gestalt wurde eins mit der Düsternis.

»Chavrin! Chavrin, du feiger Hund!«

Baconnet stand der Schweiß auf der Stirn. Er lief, so schnell er nur konnte. Es war nicht schnell genug, er ahnte es. Der Boden war uneben und schlüpfrig. Aber hier oben war der Felsenpfad wenigstens breiter, nicht mehr so trügerisch, der Stein fester. Er holte auf. Hinter sich hörte er das Rauschen und Tosen des gigantischen Wasserarmes!

Wahnsinn! So etwas durfte es doch gar nicht geben. Diese Nacht

… Vielleicht war das Ende aller Zeiten angebrochen? Vielleicht der Tag des Jüngsten Gerichts gekommen? Baconnet wußte nicht mehr,

was er glauben sollte. Nur weg von hier! So schnell es nur ging! Er hätte nie gedacht, daß er so schnell rennen könnte.

»Chavrin!« brüllte er wieder. »Wenn ich die Sache hier überlebe, dann…«

Plötzlich stand der Fischer vor ihm, wie aus dem Boden gewachsen. Er mußte auf ihn gewartet haben. Sein Gesicht war bleich und abgezehrt. Das Grauen stand darin geschrieben.

»Schon gut, Baconnet, ich bin hier. Tut mir leid… Ich …« Er zögerte, zerrte den Bürgermeister mit sich, der unwillkürlich stehengeblieben war.

»Ich bin kein Schwein, Baconnet. Ich laß dich nicht im Stich«, sagte er dann keuchend.

Die ersten nassen Spritzer der dämonischen Flut regneten auf sie herunter. Wie Säure brannte die Flüssigkeit in ihren schweißverschmierten Gesichtern.

»Da rein!«

Chavrin stieß den Bürgermeister in eine Nische in der bizarr aufgetürmten Felswand. Gerade noch rechtzeitig drückte er sich ebenfalls hinein. Draußen krachten die Wassermassen nieder. Es zischte und brodelte. Unirdisches Geschrei und Gegeifer war zu hören. Die Bestien der Hölle schienen enttäuscht aufzukreischen.

»Herr im Himmel!« keuchte Baconnet. Er preßte sein Gesicht gegen die eiskalte Felswand. Seine Arme lagen um den Leichnam der Frau, als müßte er sie vor diesem Schrecken bewahren. Aber für sie kam jede Hilfe zu spät. Ganz allmählich sickerte diese Gewißheit in seinen Schädel. Er wollte es trotzdem nicht richtig wahrhaben. Er war der Bürgermeister – er war verantwortlich für die Menschen, die hier lebten. Trotzdem war es in letzter Zeit immer wieder zu solch rätselhaften Todesfällen gekommen. Ob jedesmal diese teuflischen Gewalten damit zu tun hatten?

Die dämonischen Wasser zogen sich zurück.

»Weiter!« stieß Chavrin hervor, der das gesehen hatte. Der Mann schien über sich selbst hinauszuwachsen. Baconnet staunte. Er kannte den Fischer als ruhigen, durch nichts aus der Fassung zu bringenden Burschen, der am liebsten allein seiner Wege ging.

»Wie ist sie gestorben?« fragte er plötzlich, weil er spürte, das Chavrin ihm nur die halbe Wahrheit gesagt hatte.

»Später! Ich sag's dir später!«

Die beiden Männer waren in diesen Augenblicken höchster Gefahr zum persönlicheren Du übergegangen, waren Freunde geworden.

Sie hetzten weiter. Silbrig schäumende Gischt perlte hinter ihnen auf dem Pfad. Ein Großteil des Wegs war weggespült, zumindest aber so brüchig geworden, daß man ihn nicht mehr ungefährdet benutzen konnte. Egal. Sie wollten ohnehin nicht hinunter. Sie wollten hinauf…

»Wir schaffen es!« keuchte Baconnet. Das Gewicht des Leichnams spürte er schon kaum mehr.

»Ich nehme sie dir ab!«

»Es geht… Wir dürfen nicht stehenbleiben!«

Chavrin warf einen gehetzten Blick zurück. Nichts mehr zu sehen.

Die Wasserklaue war vergangen. Unten wogte die See, schwarz und düster, als peitsche sie ein unheiliger Zorn. Drei Opfer waren ihr entkommen.

Chavrin wischte sich übers Gesicht.

Baconnets Atemzüge wurden immer lauter und rasselnder. Der massige Bursche stand kurz vor dem Zusammenbruch. Chavrin schwieg.

Drei Minuten später taumelten sie auf ebenen Boden. Nebel zitterte dicht darüber. Wind säuselte übers Land, verfing sich in den mit Regenperlen verzierten Grashalmen. Eine einsame Gegend, weit und breit kein Haus, kein Gehöft. Aubarneros war gut drei Kilometer entfernt.

Baconnet wandte sich nach rechts. Dort ragte eine windzerzauste Birke auf. Dahinter schlängelte sich die Landstraße. Und dort hatten sie vorhin auch den Volvo abgestellt.

Sie hasteten weiter. Gemeinsam trugen sie jetzt den Leichnam. Der Wind wurde stärker. Ungehindert fauchte er über das flache Land heran, zerrte an ihren klammen Kleidern und biß durch, bis auf die Knochen der beiden Männer.

Die Konturen des Wagens schälten sich aus der Dunkelheit. Der Nebel umflirrte den Wagen und ließ ihn wie einen Gegenstand aus einer anderen, besseren Welt aussehen. Der Volvo war in diesen Augenblicken zum Garanten ihres Lebens geworden.

Unwillkürlich sah Baconnet über die Schulter zurück. Nichts und niemand folgte ihnen.

Stille.

Aber eine trügerische Stille.

Er traute ihr nicht. Den teuflischen Mächten, die hier ihre Klauen im Spiel hatten, durfte man nicht trauen.

Noch vor ein paar Stunden hätte er jeden für verrückt erklärt, der ihm von derartigen Überlegungen erzählt hätte. Jetzt aber preßte er nur seine Lippen fester aufeinander. Er hatte das Grauen kennengelernt, hatte direkt in sein fürchterliches Anlitz geschaut. Jetzt wußte er, daß die alten Gerüchte stimmten… Die Gerüchte von jenem namenlosen Bösen, der irgendwo dort draußen auf dem Grunde des Meeres ruhen sollte.

Und er wußte, daß die ganze aufgeklärte Welt so aufgeklärt gar nicht war.

Niemand glaubte an Dämonen oder Gespenster. Und doch gab es sie.

Er wußte es jetzt.
Der Nebel wirbelte davon, bauschte sich auf, wie Rauch, der von einer ausgeblasenen Kerze aufsteigt.
Keuchend setzte Baconnet den Leichnam ab. Chavrin hielt ihn. Er kramte nach den Wagenschlüsseln. Seine Finger zitterten. Nachwirkung des Schocks. Bisher hatte er ja auch gar keine Gelegenheit gehabt, die Sache zu verdauen…
Da waren sie!
Aufatmend riß er sie heraus, rammte sie ins Schloß. Geräuschlos schwang die Wagentür auf.
»Los, los!« drängte Baconnet. Immer wieder sah er in die Richtung, aus der sie gekommen waren.
Noch immer war dort alles ruhig und still. Fast kam es ihm so vor, als hätten sie gewonnen. Ja, vielleicht hatten die Wassergeister – oder was immer für den unheimlichen Angriff verantwortlich war – die Hetzjagd aufgegeben!
»Du willst sie nicht besser in den Kofferraum…«
Baconnet warf ihm einen flammenden Blick zu. »Nein!« Dann, weniger heftig, fügte er hinzu: »Ich glaube, ich kenne sie… Ist erst kürzlich mit ihrem Mann nach Aubarneros gezogen.«
Behutsam legten sie die Tote auf den Rücksitz. Chavrin glitt auf den Beifahrersitz.
Baconnet eilte um den Wagen herum und klemmte sich hinter das lederbezogene Lenkrad. Der Motor des Volvo kam sofort. Jetzt gratulierte sich Baconnet, den Wagen gekauft zu haben. Seine Frau war ja dagegen gewesen, wochenlang hatte es Streit gegeben deswegen.
Die Karre ist viel zu groß für einen einfachen Landbürgermeister.
Das waren ihre Wort gewesen. Voilà, aber jetzt zeigte es sich, daß er recht behalten hatte.
Er trat das Gaspedal durch. Der Motor schnurrte wie eine verspielte Katze.
Die Straße war schmal, feucht. Wie eine Schlange wand und bog sie sich dahin. Vereinzelt wuchsen ein paar Bäume am Straßenrand, oder ein paar Büsche. Die Lichtfinger glitten darüber hinweg und ließen den Straßenbelag schimmern. Baconnet fuhr wie ein Henker.
Immer wieder huschten seine Blicke zum Rückspiegel, als erwarte er jeden Augenblick, daß nichtmenschliche Verfolger hinter ihnen auftauchten.
Den Leichnam Sylvie Alyscomps beachtete er nicht.
Ein fürchterlicher Fehler!
Denn in diesem Augenblick öffneten sich ihre Augen ruckartig.
Ein diabolisches Glühen lag darin, ein Glühen, das nichts Menschliches an sich hatte.

Ein Zucken durchlief den Körper.
Die schlanken Finger bewegten sich ebenfalls, krümmten sich, wurden zu fürchterlichen Krallen…
Im nächsten Augenblick richtete sich die lebendige Tote auf.
Ihre Hände zuckten vor und legten sich wie Stahlklammern um Georges Baconnets Hals.
Unbarmherzig drückten sie zu!

***

Die Trennung von Geist und Körper vollzog sich mit einem jähen Ruck!
Eine eiskalte Totenhand schien sie aus der sterblichen Hülle förmlich herauszureißen! Sie spürte einen fürchterlichen Würgegriff, wurde herumgewirbelt, davongeschleudert.
Ewigkeiten vergingen so schnell wie Sekundenbruchteile.
Als Geistwesen konnte man keine Schmerzen fühlen. Wenigstens hatte sie das bisher geglaubt. Jetzt erfuhr sie, daß dies nicht stimmte!
Sie fühlte Schmerzen, fürchterliche Schmerzen…
Wie kochende Lavaströme durchzogen sie sie, ließen sie fast ohnmächtig werden…
Aber das durfte nicht geschehen! Verzweifelt klammerte sie sich an jenen winzigen Rest ihrer Erinnerung, der ihr geblieben war.
Wenn sie dieses Bewußtsein verlor, dann hörte sie schlagartig auf zu existieren.
Eine teuflische Falle!
Damona King konzentrierte sich. Und sie wurde ruhiger. Zeit verstrich. Sie wußte nicht wieviel. In diesem Kontinuum spielte Zeit keine Rolle, deshalb wurde sie auch nicht gemessen. Aber sie wußte, daß für sie der Faktor Zeit sehr wichtig war.
Der Wagen…
Momentan raste er führerlos über die Straße. Ihr Körper war nunmehr eine Hülle.
Sie trieb durch ein sprudelndes, blaues Universum. Meer, dachte sie. Das ist das Meer. Luftblasen wirbelten empor und vergingen.
Über ihr herrschte Dunkelheit.
Damona zwang sich, wieder an ihren Körper zu denken. Vielleicht konnte es ihr gelingen, einen Teil ihres momentanen Bewußtseins in die Hülle zurückzuprojizieren?
Wenn der Wagen ausbrach…
Die Leben von Mike Hunter und Roger Alyscomp hingen an einem seidenen Faden!
Panik ergriff sie. Damonas Geist wehrte sich gegen das ihn umgebende Kontinuum. Zurück… pulste es immer wieder in ihr. Zurück…

Doch ihr Körper schien verloren.

Verloren in Raum und Zeit.

Und in dem Moment, in dem sie diese niederschmetternde Tatsache begriff, begriff sie auch, daß sich eine Entscheidung anbahnte.

Vor ihr erschien ein düster pulsierender Schatten.

Abbild eines dämonischen Geistes!

Sie schwebte darauf zu.

Visionen erblühten ringsum. Wieder sah sie das Meer, die Möwen.

Aber auch die beiden Männer…

Schnitt.

Der Schatten wuchs, dehnte sich aus, streckte ihr hin und her pendelnde Fäden entgegen, an deren Enden fürchterliche Klauen saßen…

Sie war hilflos. Schneller werdend, trieb sie darauf zu. Was geschehen würde, wenn sie in der Reichweite der Klauen war, das konnte sie sich lebhaft vorstellen.

Sie konzentrierte ihre Gedanken.

»*Wer bist du?*«

»*Du kennst mich, Sterbliche!*«

»*Das ist unmöglich. Ich…*«

»*Ich bin der, den die Menschen den Alptraum-Bringer nennen!*«

Die Gedanken hallten durch ihren Geist, erschütterten ihn, ließen ihn beinahe zerfasern.

»*Warum?*« stieß sie mit ihrer telepathischen Stimme hervor. »*Was bezweckst du…?*«

»*Die Zeit ist günstig*«, erwiderte die fürchterliche Gedankenstimme.

»*Die Sterne stehen gut. Ich bin wiedergekehrt, so, wie es geweissagt war. Und um leben zu können, brauche ich die Seelen der Sterblichen…*«

»*Wer bist du?*«

»*Du wiederholst dich!*« Belustigung schwang in den reingeistigen Impulsen mit. »*Aber ich will deine Neugier befriedigen. Du lebst nicht mehr lange. Du wirst einen zweifachen Tod sterben. Deinen Geist werde ich vernichten. Dein Körper… Nun, du weißt selbst, daß es nur noch eine Frage von Sekunden ist, bis der Wagen ausbricht. Die Männer sind ahnungslos. Zwei weitere Opfer. Ich bin zufrieden.*«

Eine unsichtbare Kraft zerrte an ihr, riß sie schneller vorwärts, durch das blaue, wirbelnde Kontinuum.

Gleichzeitig gelang es ihr, eine schwache Verbindung zu ihrem Körper herzustellen.

Sekundenlang konnte sie sich daran festkrallen, ihre Augen öffnen, sehen…

Sie raste mit einer Irrsinnsgeschwindigkeit über die regennasse Straße. Die Lichtfinger zitterten auf dem Asphalt.

Und in der Ferne…

Eisiger Schrecken fraß sich in sie hinein, sorgte dafür, daß sie den Halt verlor, wieder abglitt, der Kontakt zu ihrer sterblichen Hülle unterbrochen wurde.

Zwei Lichtpunkte…

Sie hatte zwei Lichtpunkte gesehen. Ein anderer Wagen kam ihnen entgegen!

Höllengelächter brandete in ihren Geist.

»*Ich bin tot*«, sagte der Alptraum-Bringer. »*Mein Körper ist verfault, doch mein Geist ist lebendig. Er kann nicht vergehen… Ein mächtiger Geist. Ein Geist, dem Bösen geweiht. Finstere Mächte sind es, die mich am Leben erhalten, mehr noch: die mir unzählige Leben geben. Traumleben. Reale Visionen. Ich bin der Herr der Träume. Der Beherrscher der Visionen. Die Zeit ist günstig. Diese Nacht ist eine Nacht des Bösen, der Apokalypse. Eine Nacht, wie es sie nur alle siebentausend Jahre einmal gibt! Meine Nacht!*« Wieder ertönte das fürchterliche Gelächter, und Damona stürzte noch schneller auf den nun hektischer pulsierenden dämonischen Geist zu. »*Genügt dir diese Information? Kannst du nun beruhigt sterben?*«

Damona zog es vor zu schweigen.

Alle anderen Fragen mußten warten. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Sie sammelte ihre Kräfte, raffte sie verzweifelt zusammen.

Von irgendwoher fiel Licht ein in die sprudelnde, tobende, brodelnde blaue Ewigkeit und stärkte sie.

Ein schwarzer Tentakel zuckte heran.

Sie schmetterte ihn zurück. Der schwarze Schatten blähte sich auf.

Weitere Tentakel bildeten sich, schossen heran.

Damona setzte einen geistigen Hieb an und – schlug zu. Der Schatten wurde von einem schmetternden Lichtblitz getroffen, zurückgeschleudert; die Tentakel zerfaserten, verschwammen mit der blauen Substanz. Ein geistiger Schrei gellte, stach in ihr Ego.

Aber dieser Schmerz war zu ertragen.

Damona glitt von dem Schatten weg, sie wußte, daß sie eine erste Konfrontation für sich entschieden hatte. Sie hatte dem Alptraum-Bringer getrotzt. Aber jetzt war er gewarnt…

Sie wußte, wie mächtig er war.

Erinnerungen an Ghulghanaar, den wahnsinnigen Dämon flackerten auf.

Dann kam die Angst. Sie bekam keine Luft mehr. Wieder sah sie die beiden Lichtpunkte, rasend schnell schossen sie heran…

Sie würgte. Dann begriff sie, daß ihr Geist den Weg zurück gefunden hatte, daß sie in ihren Körper zurückgekehrt war, daß sie atmen mußte.

Dies war die Realität. Kein Traum mehr, keine Vision.

Genausowenig wie der Wagen, der auf sie zuraste.

Roger Alyscomp hatte seine Augen ebenfalls aufgerissen. Er sah den

Wagen. Sein Gesicht verzerrte sich.
Mike fluchte.
Die Schrecksekunde vertickte.
Noch zehn Yards, neun, acht…
Damona fühlte sich wie erstarrt. Ihre Hände weigerten sich, den Befehlen des Gehirns zu folgen!
Sechs Yards, fünf, vier…
Dann war sie wieder Herrin über sich selbst! Mit einem verzweifelten Aufschrei riß sie das Lenkrad herum!
Zu spät, viel zu spät! schrie es in ihr.
Die Pneus radierten über den nassen Asphalt!
Wie zwei Höllengeschosse rasten die beiden Wagen aufeinander zu!
Der Nebel wirbelte und wallte – lebendiger Nebel, dämonischer Nebel! Tausend Fratzen kicherten ihr hämisch entgegen!
Verloren! kreischten sie. Verloren!
Das war das letzte, was Damona King bewußt wahrnahm.
Dann krachte es.

***

»Nein!« röchelte Georges Baconnet verzweifelt, als sich die kalten Totenhände in seinen Hals gruben und unbarmherzig zudrückten.
Chavrin ruckte herum. Seine Augen fielen schier aus den Höhlen, als er sah, was neben ihm vor sich ging.
Baconnet sah den Wahnsinn, der plötzlich in den Augen des Fischers aufloderte, dann verwischte das Gesicht. Blutrote Perlen zerplatzten vor seinen Augen. Atemnot. Seine Brust hob sich, krampfhaft versuchte er, einzuatmen, seinen Körper mit Sauerstoff zu versorgen.
Seine Rechte schlug auf die hinter ihm kauernde Gestalt ein, die Linke hielt das Lenkrad umklammert.
Die Straße spielte verrückt, tanzte, sprang in die Luft und fiel wieder herunter. Einbildung, schrie es in ihm. Mühsam versuchte er den Volvo gerade zu halten.
Die Schläge schienen der lebenden Toten nichts auszumachen. Sie stieß ein Fauchen aus – und drückte noch fester zu. Sie wollte die Sache zu einem Ende bringen. Sie wollte ihn töten!
Himmel, er begriff nichts mehr. Alles war so verrückt…
Wie ein Traum.
Daß es tatsächlich ein Traum war – ein Wirklichkeit gewordener Alptraum – darauf kam Georges Baconnet nicht.
Das war für ihn zu hoch, und es war ihm nicht einmal zu verdenken.
Er schloß mit seinem Leben ab.
Irgendwo, in weiter Ferne, hörte er einen Schrei, der nichts menschliches mehr an sich hatte.
War das Chavrin gewesen?

Griff sie ihn auch an?
Oder waren neue Wahnsinnskreaturen aufgetaucht? In dieser Nacht schien alles möglich zu sein!
Er wand sich, doch seine Gegenwehr erlahmte zusehends. Vor seinen Augen flimmerte es. Ein schwarzes Schneetreiben, dachte er, und er dachte es voller Erstaunen. Frieden sickerte in seine Seele ein.
Den Frieden, den nur der Tod mit sich bringen konnte.
Dann war das Schneetreiben verschwunden, er konnte sekundenlang wieder klar sehen, und sah – den anderen Wagen!
Mit einem Wahnsinnstempo schossen sie aufeinander zu!
»Nneiiiin!« gurgelte Baconnet. Er riß am Lenkrad, doch es bewegte sich nichts. Seine Hände wirbelten durch die Luft, plötzlich wuchs Georges Baconnet über sich selbst hinaus. Sein Leben war verloren, er ahnte es, doch er wollte nicht schuld sein am Tod anderer Menschen…
»Raus«, keuchte er.
Ob Chavrin begriff, wußte er nicht.
Er riß seine Hände hoch, bekam den Schädel der Untoten zu fassen und riß und zerrte daran. Wie eine Furie wehrte sie sich. Fauchend grub sie ihre Finger tiefer in seinen Hals, immer tiefer. Aber Baconnet war kein Schwächling. Er schaffte es tatsächlich, die Untote über sich nach vorne zu ziehen. Der mörderische Griff lockerte sich. Das Lenkrad…
Es bewegte sich nicht.
Zauberei!
Das ging nicht mit rechten Dingen zu!
Aber das hatte er ja schon längst gewußt. Er konzentrierte sich auf die fürchterliche Gegnerin. Sie schlug auf ihn ein. Ihre Fäuste waren knochenhart. Die Schläge ließen seine Haut aufplatzen. Blut quoll aus den Wunden.
Baconnet drängte die Untote gegen die Windschutzscheibe.
Seine Lungen pumpten Luft in seinen Körper. Seine Kräfte nahmen zu. Er fühlte sich besser.
Chavrin kreischte irgend etwas, das er nicht verstand.
Der Kampf beanspruchte ihn voll.
Dann fauchte eisiger Wind ins Wageninnere. Chavrin… Gott sei Dank, er hat begriffen! dachte Baconnet noch.
Dann legten sich die Totenhände wieder um seine Kehle.
Ein heftiger Fußtritt warf seinen Schädel zurück. Aus den Augenwinkeln heraus sah er einen davonwirbelnden Schemen, dann krachte die Wagentür wieder zu.
Und dann kam der Tod…
Ein fürchterlicher Aufprall, der Georges Baconnet wie eine Gliederpuppe nach vorn schleuderte.
Eine grelle Stichflamme zuckte in den Nachthimmel!

***

Er taumelte auf die Füße und würgte. Zwei, drei Schritte weit kam er, dann versagten seine Knie, und er fiel wieder hin. Mit dem reißenden Schmerz, der durch seinen Brustkorb peitschte, kam auch die Realität wieder.

Er war nicht tot…

Seltsam, wunderte er sich. Ja, er wunderte sich. Noch vor ein paar Sekunden hatte er geglaubt, tot zu sein.

Erhängt.

Er hatte sich selbst gesehen, starr und tot, mit glasigen Augen, wie er an einem Strick, der um seinen Hals lag, hin und her gependel war.

»Nein!« schrie er. Seine Stimme war rauh. Aus dem Schrei wurde nur ein heiseres Krächzen. »Nein!«

Er rappelte sich auf, kam wieder auf die Füße. Alles drehte sich um ihn.

Was war geschehen? Er konnte sich an nichts erinnern. Eben nur daran, daß er tot gewesen war…

Doch dann sickerte die Erinnerung in seinen Schädel, und das Grauen raubte ihm den Atem.

Wie von der Natter gebissen, wirbelte er herum. Seine Rechte konnte sich gerade noch an der Wand abstützen, sonst wäre er wieder gefallen.

Er hatte fliehen wollen…

Frederick Porsome würgte wieder. Er hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen, doch sein Körper schien völlig leer, ausgebrannt zu sein.

Er hatte seine Frau im Stich lassen wollen. Lydia…

»Lydia!« Er schrie ihren Namen heraus. Dämonisches Grauen durchraste ihn, trieb ihm den Schweiß auf Gesicht und Rücken.

Er setzte sich in Bewegung. Was war geschehen? Was war mit Lydia geschehen?

Angewidert schleuderte er die Aktentasche von sich, in die er seine Wertpapiere und sonstigen Unterlagen gestopft hatte. Das war vorhin gewesen? Er hatte durchgedreht? Jetzt wußte er, daß er seine Frau nicht allein lassen konnte…

Ein neues Leben.

Ja, genauso kam ihm seine Existenz jetzt vor.

War ich wirklich tot? – Vorhin? fragte er sich.

Aber – wer sollte ihn getötet haben? Seine Nerven flatterten. Wie ein Betrunkener schwankte er. Jeder Schritt verursachte höllische Schmerzen, die ihn bis in die Haarspitzen durchzogen.

Er schob sie beiseite, so gut es ging, und achtete einfach nicht mehr darauf. Vielleicht war alles bloß Einbildung? – Auch die unheimliche Gestalt, die über das Meer herangekommen war.

Er erreichte die Halle.

Das große Fenster, das den Blick zum Meer hinaus freigab, war zertrümmert. Überall auf dem Marmorboden lagen Scherben, große, kleine, winzige. Ein einziges Meer der Verwüstung. Dazwischen, wie von einem wahnsinnigen Künstler arrangiert: Trümmerstücke der Fensterrahmung. Die großen Vorhänge bauschten sich in einem eiskalten Wind.

Und noch etwas sah Frederick Porsome…

Blut!

Lydias Blut.

Er machte sich nichts mehr vor. Das Mahnmal des Grauens zog ihn regelrecht an. Wie in Trance taumelte er hin, starrte auf die rote Pfütze, dann wankte er weiter zum Fenster. Luft. Er brauchte jetzt frische Luft, sonst kippte er um. Wind und Regentropfen schlugen ihm ins Gesicht und sorgten dafür, daß sein Denkapparat angekurbelt wurde. Aber er war dennoch nicht in der Lage, klar, logisch, folgerichtig zu denken. Seine Gedanken überstürzten sich. Er würde Lydia nie mehr wiedersehen. Er hatte sie im Stich gelassen, als sie ihn am nötigsten gebraucht hatte.

Er verstand es selbst nicht. Aber es war eine Tatsache. Durchgedreht. Er hatte einfach durchgedreht. Die Nerven… Angst wollte aufkommen, doch er unterdrückte sie. Mit vibrierenden Nerven stand er am Fenster und starrte blicklos in die aufgewühlte Nacht hinaus. Ein Teufelswetter. Man konnte kaum einen Meter weit sehen. Nebel. Regen. In der Tiefe das Rauschen der Brandung.

Wo mochte der Unheimliche stecken…? Lauerte er irgendwo dort draußen?

Die Angst bäumte sich auf, durchbrach seine eiserne Abwehr, ließ ihn noch mehr zittern.

Und Lydia? Wo war sie?

Hatte sie der Alptraum-Bringer mitgenommen in sein finsteres Reich?

Tot, sie ist tot, dachte er. Niemand wird mir glauben. Ich bin ihr Mörder … Alle werden das denken, und sie werden recht haben.

»Du überschätzt dich und deine Wichtigkeit, Erdenwurm!« sagte plötzlich eine unnatürlich freundliche Stimme direkt hinter ihm.

Frederick Porsome ruckte herum – und starrte in die Totenfratze!

Der Unheimliche stand hinter ihm! Der Wind, der noch immer in heftigen Böen durch das zertrümmerte Fenster fauchte, bewegte das sackähnliche Kapuzengewand. Düster schillerten die Totenaugen aus dem Dunkel unter dem Kapuzenrand. Die knöcherne Faust, die die Sense hielt, griff fester zu.

»Was – was wollen Sie?« stieß Porsome hervor.

»Dich. Dein Leben. Dein Blut. Deine Energie. Du kannst es dir aussuchen. Das Resultat bleibt immer das gleiche.«

Porsome hob seine Hände. »Warum?«
»Ist das nicht unwichtig?«
»Warum?«
»Ich will leben.«
»Das will ich auch!« kreischte Porsome. Er verlor die Beherrschung über sich.
Der Alptraum-Bringer lächelte spöttisch. Die Knochenfratze verzog sich, die gelben Zähne schimmerten.
»Das Leben von euch Erdenwürmern ist ein Kampf. Du verlierst ihn.«
»Nein!«
Porsome schnellte sich ab, stürzte vorwärts, seine Rechte zuckte hoch – und schmetterte gegen die Knochenfratze. Die Haut über seinen Knöcheln zerplatzte, Blut spritzte hervor und benetzte das Gesicht des Unheimlichen. Das teuflische Grinsen verbreiterte sich, das war die einzige Reaktion.
Porsome wurde von der linken Knochenhand getroffen und wie eine Stoffpuppe zurückgeschleudert. Mit dem Rücken krachte er gegen den Fensterrahmen. Sein Haar hing ihm naß und zerzaust in die Stirn. Er schüttelte den Kopf, wollte nicht wahrhaben, was die Stunde geschlagen hatte.
Verloren. Er war verloren!
»Lassen Sie doch mit sich reden…«, stieß er flehentlich hervor. Er machte sich lächerlich, er wußte es, ja, er wußte es ganz genau, doch er wollte nichts unversucht lassen.
»Sie haben sich meine Frau geholt«, fuhr er fort, als der Unheimliche schwieg. »Genügt das nicht?«
»Nein!«
»Aber…«
»Diese Nacht ist meine Nacht! Von ihr hängt meine weitere Existenz ab…«
»Ich – ich gebe Ihnen alles, was ich habe! Ich bin reich! Sehr reich! Glauben Sie mir doch…«
»Geld!« stieß der Unheimliche verächtlich hervor. »Was ist das schon? Es bedeutet mir nichts. Es ist wertlos.«
»Dann geben Sie mir eine andere Chance! Ich tue alles, was Sie von mir wollen! Bitte…«
»Dein armseliges Leben scheint dir ja sehr viel wert zu sein«, versetzte der Knöcherne und trat näher. Die Sense hatte er leicht erhoben. Seine Linke umfaßte jetzt ebenfalls den Schaft.
»Ja, es… Ich meine es ernst. Ich tue alles! Alles! Hören Sie … Ich…«
»Was, wenn ich deine Hilfe nicht brauche?«
Der Schweiß perlte auf Porsomes Oberlippe. Mit einer fahrigen Geste wischte er ihn weg.
»Ich habe mal gelesen, daß…«

»Ich bin keiner von Asmodis' Handlangern, die bestechlich sind! Ich bin der Alptraum-Bringer, und nur mir allein verpflichtet! Und ich bin hungrig…«

»Aber…«

»Kein aber! Du wirst sterben, Porsome. Wie deine Frau…«

Das war zuviel für Frederick Porsome.

Er brach zusammen. Den Schlag, der ihn Sekundenbruchteile später traf, spürte er nicht mehr.

***

Es krachte!

Die Welt und alles, was dazugehörte, spielte verrückt, stand kopf, wirbelte herum. Metall kreischte, als es sich unter dem Wahnsinnsaufprall verzog. Glas splitterte. Jemand schrie gellend.

Damona kämpfte. Sie hatte es geschafft, die Schnauze des Citroën weit genug nach rechts hinüber zu bekommen. Sie rammte den Volvo seitlich am Kühlergrill, und das machte dem Panzer von einem Wagen kaum etwas aus. Die beiden Wagen verkeilten sich ineinander, wirbelten herum, schlitterten weg, brachen aus. Wie von einer Riesenhand weggewischt, kamen sie von der Straße ab, schossen seitwärts weg, die Räder blockierten. Damona kurbelte am Lenkrad, aber es war sinnlos.

Sie waren Spielball höherer Mächte.

Nur ein Wunder konnte jetzt noch…

Der Gedanke zerfaserte.

Es krachte und rumpelte und knirschte. Die Wagen lösten sich voneinander, überschlugen sich. Der Citroën kam zum Stillstand. Eisige Ruhe herrschte plötzlich. Dann wurde der peitschende Knall laut. Gleißende Helligkeit überall! Eine Stichflamme!

Alyscomp hing in den Gurten. Mike stieß die angehaltene Luft aus.

Damona hatte den Lösungsmechanismus des Sicherheitsgurts längst gelöst und federte ins Freie.

Der Volvo brannte, warum, das mochte der Henker wissen!

Hier ging einiges nicht mit rechten Dingen zu!

Mike und Alyscomp kamen zu ihr.

Die Gluthitze schlug in ihre Gesichter.

»Ich – ich verstehe das nicht!« sagte Mike.

Irgendwo knackte es. Ein Plätschern war zu hören.

»Weg hier!« schrie Damona und zerrte den wie erstarrt stehenden Alyscomp mit sich. Mike Hunter sorgte bereits für sich selbst.

Sie hetzten davon.

Zehn Yards weit kamen sie. Gerade weit genug. Eine Bodensenke nahm sie auf. Sie warfen sich in das nasse Gras.

Dann krachte es wieder. Glühende Metalltrümmer regneten zur Erde

nieder.
Es stank gewaltig nach Rauch und – Schwefel.
Aber das bildeten sie sich wahrscheinlich nur ein.
Damona richtete sich wieder auf. Die Nässe fraß sich durch ihre Jeans, sie beachtete sie nicht. Die beiden Wracks brannten aus. Dichte, schmierige Rauchwolken wirbelten in den dunklen Himmel. Der Nebel wich zurück. Die Fratzen waren verschwunden.
Das Prasseln der Feuer übertönte alles andere. Nicht einmal das ferne Rauschen des Meeres war mehr zu hören.
Damona setzte sich in Bewegung.
»Wo wollen Sie hin?«
Sie gab Alyscomp keine Antwort, es war auch nicht notwendig, denn der Psychiater hatte die Frage wohl nur rhetorisch gemeint. Sie machte einen weiten Bogen um die Unfallstelle. Die hochlodernden Flammenbündel beleuchteten die Szenerie.
Deshalb sah Damona auch die Bewegung am Rande des Lichtkreises.
Etwas – oder jemand – hatte den mörderischen Zusammenstoß ebenfalls überlebt.
Ihre Muskeln spannten sich an.
Schritte hinter ihr.
Mike sagte: »Okay, Mädchen, ich bin bei dir.«
»Da!« sagte sie nur.
»Schon gesehen.« Er hielt den Colt Cobra in der Faust.
»Wo ist Alyscomp?«
»Kommt auch. Er hat eine Menge zu verdauen.«
»Laß dich sehen!« sagte Damona scharf.
Eine Gestalt schälte sich aus der Dunkelheit. Ein Mann. Hager. Mit einem Gesicht, das von Wind und Wetter gezeichnet war, jetzt aber totenbleich aussah.
»Ich – ich kann nichts dafür!« stammelte er. Seine Rechte hob sich.
»Sie war tot… Sie war richtig tot, doch plötzlich lebte sie wieder …«
Er stieß ein irres Lachen aus.
»Kommen Sie her!«
»Baconnet er ist tot. Und sie – sie ist jetzt auch tot!«
Der Mann schien sie gar nicht gehört zu haben.
Vorsichtig gingen Damona und Mike näher. Er war am Kopf verletzt. Ein breiter, heftig blutender Riß zog sich quer über seine Stirn.
»Ich bin aus dem Wagen gesprungen. In letzter Sekunde.« Jetzt klärte sich der Blick des Mannes.
»Schon gut, wir reden nachher.«
»Sie gehören nicht zu diesem Knochenmann?« fragte er lauernd.
Seine Haltung spannte sich an.
»Nein, wir…«
»Ich traue euch nicht. In dieser Nacht ist schon so viel passiert…«

Sein Blick wurde plötzlich verschlagen.
»Sie sind übernervös, Mann! Wir…«
»Bleibt mir vom Leibe! Ich – ich will nichts mit euch zu tun haben!«
»Wir wollen Ihnen doch nur helfen«, sagte Damona eindringlich.
»Helfen?«
»Lassen Sie uns in Ruhe miteinander reden. Sie müssen uns sagen, was passiert ist, vielleicht können wir…«
»Gar nichts könnt ihr! Gegen Geister kann man nichts tun. Man ist ihnen ausgeliefert. Hilflos… Sie kommen und holen uns! Da – der Unfall! Das war ihr Werk, glaubt ihr mir das?«
»Ja«, sagte Damona einfach.
»Sie – Sie glauben mir wirklich?« Zum ersten Mal hatte er sie direkt angesprochen. Sein Blick verlor das unstete Flackern, er schien den Schock zu überwinden.
»Dann – dann ist vielleicht doch noch nicht alles verloren«, flüsterte er so leise, daß ihn Damona kaum verstehen konnte.
Sie ging auf ihn zu.
»Wie heißen Sie?«
Er stand mit hängenden Schultern da. »Chavrin. David Chavrin«, antwortete er. Seine Stimme war rauh. Und dann begann er plötzlich wie ein kleines Kind zu weinen.
Im gleichen Augenblick stieß Mike Hunter einen Schrei aus!
Damona kreiselte herum, starrte zu den brennenden Wagen hin.
Sie wußte, daß das, was sie dort sah, unmöglich war!
Dennoch geschah es…
Aus den Flammen schälten sich zwei Gestalten. Ein korpulenter Mann und eine zierliche Frau.
Mit seltsam abgehackten, ruckartigen Schritten kamen sie direkt auf sie zu!

***

»Sie sind doch tot! Tot! Tot!« kreischte David Chavrin.
Das brach den Bann.
»Ganz ruhig«, zischte Damona, ohne zu ihm hinzusehen. »Sie können Ihnen nichts tun!«
»Sie wollen mich holen! Ich weiß es! Der Unheimliche will mich vernichten. Ich habe zu viel gesehen… Er hat Angst, daß ich rede! Deshalb hat er sie geschickt! Er – er muß der Teufel sein, denn er hat Macht über Leben und Tod!«
Alyscomp sprach beruhigend auf den Mann ein. Der Psychiater hatte seinen Schrecken überwunden und handelte nun so, wie Damona es von ihm erwartet hatte. Der Mann war okay. In ihm hatten sie einen wertvollen Verbündeten.
Unaufhaltsam staksten die lebenden Leichen heran.

Schrecklich sahen sie aus. Der Widerschein des Feuers leckte über ihre Körper.

Damona starrte ihnen entgegen. Mike, der neben ihr stand, hob die Hand mit dem Colt Cobra.

»Noch nicht, Mike«, flüsterte sie.

»Wie nahe willst du sie denn noch herankommen lassen?« fragte er bissig zurück.

»Sie sind nicht real!«

»Ach!«

»Alyscomp hatte recht… Es sind nur Visionen.«

»Aber verdammt tödliche, wenn du mich fragst.«

»Mike, bitte…«

Er grinste sie an. »Ja, ja, schon gut. Du weißt ganz genau, daß alles klar ist, wenn du mich so fragst.«

Sie ließ die lebenden Toten nicht aus den Augen. Unmöglich, daß das Feuer ihnen nichts hatte anhaben können. Normale Zombies und Wiedergänger konnten so vernichtet werden. Das hatte sie ja erst vor ein paar Wochen in der Schweiz, im Hotel der Toten,[6] unter Beweis gestellt. Hier aber verhielt sich die Sache ganz anders…

Also *mußte* sie mit ihrer Vermutung richtig liegen. Das waren keine richtigen Zombies, sondern – Traumkreaturen. Visionen, projiziert von einem bösartigen und ungemein mächtigen Geist.

Und das wiederum bedeutete, daß sie momentan gegen Luft kämpften. Solange sie das Versteck des Unheimlichen, der sich so beeindruckend Alptraum-Bringer nannte, nicht ausfindig gemacht hatten, konnten sie nichts, überhaupt nichts ausrichten. Er konnte seine Geschöpfe immer wieder neu entstehen lassen, und…

»Das ist jetzt aber wirklich nahe genug!« brummte Mike.

Chavrin stieß ein irres Gelächter aus. »Wie wollt ihr denn gegen sie kämpfen?« keuchte er. »Wie denn?«

Alyscomp wandte sich ihnen zu. »Mademoiselle King – tun Sie etwas, bitte…«

Plötzlich stockte er. Ein Ruck durchlief seinen Körper. Er schüttelte den Kopf, starrte zu den Zombies hin, die jetzt nur noch knapp vier Meter von ihnen entfernt waren. Bizarre Schemen vor dem unruhig in den Himmel lodernden Feuer.

»Sylvie…«, kam es plötzlich tonlos über seine Lippen.

Damona sah ihn überrascht an. »Sie kennen sie?«

»Ja«, stieß er hervor. »Dieses Gesicht…«

Damona sah ebenfalls wieder hin. Das Gesicht der lebenden Toten wurde von blutrotem Feuerschein erhellt. Seltsamerweise war es von den Flammen kaum verunstaltet worden. Sogar das blonde Haar war noch vorhanden.

Roger Alyscomp würgte den Kloß, der ihm in der Kehle saß,

hinunter.
»Es ist Sylvie… Die Frau meines Bruders Pierre!«

***

Die letzten Worte hatte er laut hinausgeschrien. Die Panik machte seine Stimme schrill und brüchig; sie kippte über und verging im hungrigen Prasseln der Flammen, die noch immer aus den beiden Autowracks schlugen. Die Beleuchtung einer schaurigen Szenerie.
»Tun Sie doch etwas«, keuchte er und sah Mike hilfesuchend an.
»Sie ist der Boß.«
»Mademoiselle King, ich flehe Sie an…«
»Sie werden uns vernichten!« stieß David Chavrin hervor. Er wich langsam rückwärts gehend von ihnen weg.
»Bleiben Sie hier!«
»Nein! Ich – ich kann nicht…«
In diesem Augenblick waren die Zombies bis auf zwei Schritte heran. Mit einem häßlichen Zischlaut federte die Frau vor, ihre Hände fuhren hoch, zu teuflischen Krallen gekrümmt.
Mikes Colthand ruckte hoch.
»Nicht schießen! Sie können sie doch nicht einfach abknallen!« schrie Alyscomp.
»Das ist nicht mehr die Frau Ihres Bruders, verstehen Sie doch…«
»Aber…«
Mike ließ sich auf keine Diskussion ein. Er drückte ab. Die geweihte Silberkugel fauchte in einer grellroten Feuerlanze aus dem Lauf.
Die Untote zuckte zusammen, stoppte, aber sie fiel nicht.
Mike schoß wieder, und noch einmal. Jedesmal traf er. Die Silbergeschosse stanzten in den geschwärzten, verunstalteten Leib. Dort, wo sie trafen, entstanden brodelnde Wirbel. Dämpfe stiegen auf.
»Gütiger Himmel!« stieß Alyscomp hervor und wandte sich ab.
»Sie wissen, daß uns nichts anderes übrigbleibt!« sagte Damona.
»Sie haben uns gesagt, daß Sie sich mit den geheimen Wissenschaften befaßt haben… Sie wissen es!«
Er nickte. »Ja.«
Die lebende Tote brach zusammen. Der Mann, der früher einmal der Bürgermeister von Aubarneros gewesen war, stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Mit einer Geschwindigkeit, die man dem massigen Mann niemals zugetraut hätte, stürzte er vor. Mike schoß. Baconnet wich aus, harmlos sirrten die kostbaren Silbergeschosse in die Dunkelheit.
»Er steht mit dem Teufel im Bunde! Mit dem Teufel!« kreischte Chavrin von irgendwoher.
Also sah er sich das Schauspiel an!
Damona zog den silbernen Dolch. Der Untote warf sich plötzlich

herum. Mike zog den Stecher wieder durch, aber nichts geschah.

Der lebende Leichnam krachte gegen ihn, schmetterte ihm die Faust ins Gesicht. Mike fiel. Damona wartete nicht erst ab, bis das Ungeheuer vollends zum Finale kam.

Mit einem geschmeidigen Satz war sie neben dem Untoten, riß ihn zurück, gerade, als er Mike mit wilden Fußtritten traktieren wollte.

Mit einem gurgelnden Laut kreiselte der Fürchterliche herum. Damona wich dem Hieb aus. Die Faust zischte über ihren Schädel weg.

Dann rammte sie ihren Silberdolch in den schwarzen Leichnam.

Verwunderung zeichnete sich auf dem ebenfalls kaum verunstalteten Gesicht des Untoten ab. Er torkelte zurück, seine Faust preßte sich auf die Stelle, wo ihn der Dolch getroffen hatte.

Dämpfe wallten. Ein häßliches Knistern und Brodeln war zu hören.

Der Untote brach in die Knie.

Mike rappelte sich auf die Füße, rammte ein neues Magazin in den Colt.

»Danke«, stieß er hervor.

Damona nickte nur. Sie steckte den silbernen Dolch in die Scheide zurück.

Vor ihren Füßen verging der lebende Leichnam. Sekundenlang war nur das jämmerliche Winseln des Windes und das Knistern und Knacken der brennenden Wracks zu hören. Die Feuer sanken bereits in sich zusammen. Die Dunkelheit rückte wieder näher heran.

Chavrin schluchzte hemmungslos, sein Gesicht hatte er hinter seinen Händen verborgen.

Alyscomps Gesicht war käsig. Immer wieder schüttelte er den Kopf. »Ich…« seine Stimme versagte, er räusperte sich. »Ich wußte, daß das Grauen über uns kommen würde. Es war unvermeidbar. Aber daß es so schlimm werden würde …«

Mike unterbrach sein Selbstgespräch. »Sie werden uns eine Menge zu erzählen haben, Monsieur.«

Alyscomp nickte. »Ja, natürlich, Monsieur Hunter. Deshalb sind Sie ja hier. Wir müssen zusammenarbeiten.«

»Gegen wen?« wollte Damona wissen. Sie kannte die Antwort, aber sie wollte jetzt einfach Gewißheit haben, ob Alyscomp die Wahrheit sagte.

Er sah sie an. Seine Augen waren wäßrig. »Gegen den Alptraum-Bringer, Mademoiselle. Gegen einen bösen Geist, der in der Lage ist, seine Gedanken Gestalt annehmen zu lassen. Jedwede Gestalt…«

Damona nickte. »Danke, Monsieur Alyscomp. Das wollte ich hören.«

Mike starrte sie an. »Du wußtest es, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und…?«

»Vorhin, kurz vor dem Zusammenstoß…«
»Er hat mit dir Kontakt aufgenommen?«
»So ähnlich«, räumte sie ein. »Auf jeden Fall kam es zu einer Art – Konfrontation. Es gelang mir im letzten Augenblick, zurückzukehren.«
»Zurückzukehren…« Mike unterbrach sich, schüttelte den Kopf, dann seufzte er. »Na ja«, meinte er sodann lahm. »Damit ist dann meine Frage auch schon erledigt. Ich habe mich nämlich schon über deine lange Reaktionszeit gewundert. Du hast den Wagen doch rechtzeitig genug gesehen, hättest also normalerweise entsprechend reagieren müssen. Schon gut, schon gut!« Er hob seine Hände.
Sie gingen zu Chavrin. Der Mann wurde ruhiger.
»Was ist geschehen?« fragte Alyscomp eindringlich. »Bitte, sagen Sie es uns.«
»Ich bin aus dem Wagen gesprungen. Ich habe ihn im Stich gelassen… Allein mit dieser – dieser Furie!«
»Sie haben gegeneinander gekämpft?«
»Ja. Wir haben…« Er verbesserte sich: »Ich benachrichtigte Baconnet, und gemeinsam brachten wir sie hoch. Plötzlich hat sie ihn angegriffen. Sie hat ihn gewürgt.« Er zuckte mit den Schultern. »Den Rest kennen Sie ja.«
»Das ist doch nicht alles.«
Chavrin starrte Alyscomp seltsam an. »Nein, das ist nicht alles. Aber ich werde trotzdem keinen Ton mehr sagen, denn ich will nicht sterben. Ich will…«
Mit einem letzten Aufzucken vergingen die Flammen. Nur noch vereinzelte Trümmerstücke glühten nach. Ein unruhiges Wabern in der nun wieder allmächtigen Finsternis. Wie Höllenaugen, die sie starr und voller Haß beobachteten.
Chavrin war zusammengezuckt. Unwillkürlich sah er sich gehetzt um.
»Es ist vorbei«, sagte Damona endlich und brach das Schweigen.
»Das ist nicht wahr«, widersprach Chavrin trotzig. »Es ist nicht vorbei… Es geht jetzt erst richtig los. Ich weiß es. Ich spüre es. Mir können Sie nichts vormachen. – Ich weiß nicht, wie sie den beiden Monstern beigekommen sind, aber ich weiß, daß es nicht vorbei ist!«
»Wir sind alle übernervös«, sagte Alyscomp, und er hatte seine Stimme wieder völlig in der Gewalt. »Wir brauchen etwas zu trinken und zu essen, dann sieht alles schon wieder anders aus.«
Chavrin lachte gehässig auf. »Sie reden einen Quatsch, Monsieur! Wie können Sie jetzt ans Essen denken! Was haben Sie vorhin gesagt? – Daß das ihre Schwägerin war. Die Frau Ihres Bruders? Und da können Sie ans Essen denken?«
»Hören Sie, Mann, ich bin genauso fertig wie Sie, und ich erlaube Ihnen nicht, so mit mir zu sprechen!« brauste Alyscomp auf.

Damona legte ihm ihre Hand auf den Arm.

»Schon gut, Mademoiselle King. Es tut mir leid. Ich habe mich völlig vergessen. Aber: Noch ist nicht bewiesen, daß es wirklich Sylvie war. Vielleicht war das nur eine Vision. Ich sagte Ihnen doch…«

»Wir müssen es feststellen«, sagte Damona. »Wo wohnt Ihr Bruder?«

»Am Ortsrand von Aubarneros, ein bißchen abgelegen. Nur noch zwei oder drei Häuser liegen noch weiter außerhalb. Eines davon gehört den Eheleuten Porsome.«

»Wie weit?«

»Höchstens drei Kilometer…«

»Dann ist ja alles klar, oder?« Damona sah jedem der drei Männer ins Gesicht. Sie nickten.

David Chavrin kratzte sich am Kinn; eine verlegene Geste. »Äh, Mademoiselle King… Schätze, daß ich mich auch noch entschuldigen muß. Ich werde Ihnen und Ihren Freunden alles erzählen, was ich weiß. Ja, ich werde reden.«

»Das können Sie unterwegs«, räumte Damona ein. »Wir dürfen keine Sekunde länger hierbleiben.«

»Sie glauben tatsächlich, daß…« Alyscomp brach ab.

»Ich glaube gar nichts«, versetzte sie schroffer als beabsichtigt.

»Ich weiß nur, daß wir sehr schnell und beweglich sein müssen, wenn wir diesem Teufel das Handwerk legen wollen. – Und das wollen wir doch, oder?«

Alyscomp stieß die Luft aus. »Ja, das wollen wir. Bei Gott, das wollen wir!«

»Na also«, räumte Mike ein.

Sie brachen auf. Die ausglühenden Wracks blieben rasch in der Dunkelheit hinter ihnen zurück. Bald darauf waren sie nicht mehr zu sehen.

Es war dunkel und kalt.

Kein Stern war am Himmel zu sehen. Die Nebelschleier hatten sich zurückgezogen, waren jedoch nach wie vor gegenwärtig. Damona fragte sich, wann der nächste Angriff erfolgte.

Diese Ruhe, dieser scheinbare Frieden gefielen ihr nicht. Es wirkte irgendwie – trügerisch.

Mike, der neben ihr ging, schien den gleichen Gedanken gehabt zu haben.

»Sieht nicht gut aus«, meinte er.

»Dieser Alptraum-Bringer ist uns eine gewaltige Nasenlänge voraus«, stimmte sie zu.

»Er hat uns überrascht.«

»Ja.«

»Und jetzt stehen wir unter Zugzwang«, fuhr Mike fort. Er seufzte.

»Ein Kampf ohne Ende. Wir erledigen einen Dämonen – und zwei

neue übernehmen seine Stelle.«

»Hört sich resignierend an, Mike.«

»Ach was, das ist es nicht. Ich frage mich nur, wie wir dieser verdammten Brut wirksamer beikommen können.«

Sie schwieg. Was hätte sie auch sagen sollen.

Nach einer Weile sagte Mike: »Wir müssen aufpassen, Damona. Ich habe nur noch ein Reservemagazin. Und ob den komischen Geisterkreaturen das nächste Mal noch mit Kugeln beizukommen ist, das ist wohl die große Frage.«

»Dann glaubst du Alyscomp also?«

»Ja. Du nicht?«

»Doch, ich glaube ihm auch. Er meint es ehrlich…«

»Aber…?«

»Da ist noch etwas. Unterschwellig. Nur ein Gefühl, vorläufig… Ich bekomme es nicht zu fassen.«

»Also dürfen wir auf weitere Überraschungen gefaßt sein.«

»So in etwa.«

Alyscomp und Chavrin, die bisher einige Schritte hinter ihnen gekommen waren, holten auf. Damona und Mike beendeten ihre Unterhaltung.

Es begann wieder zu regnen.

Sie wurden beobachtet, belauert, überwacht, doch sie bemerkten es nicht.

Das gesamte Ausmaß der drohenden Gefahr hatten sie noch immer nicht erkannt.

***

Er hörte das Ticken der Uhr auf dem Nachttischchen und begriff, daß er wach war. Der Übergang von einem tiefen, traumlosen Schlaf war so gleitend erfolgt, daß er nicht einmal erschrocken war.

Eine Weile lauschte er dem Ticken. Es war ein angenehmes Geräusch, einschläfernd, sanft, friedlich.

Doch da war noch etwas anderes. In ihm. In seinem Herzen. Unruhe.

Plötzlich empfand er das Ticken nicht mehr als angenehm.

Er ruckte hoch, seine rechte Hand tastete nach der Nachttischlampe und knipste sie an. Das helle Licht schmerzte in seinen Augen.

Pierre Alyscomp blinzelte und starrte auf die andere Hälfte des breiten, französischen Doppelbetts. Sie war leer.

»Sylvie!« sagte er mehr erstaunt als unangenehm berührt. Seine Hand glitt über das Laken. Es war eiskalt. Das – das bedeutete, daß sie schon vor geraumer Zeit aus den Federn gekrochen war.

Alyscomp schüttelte den Kopf. Er verstand das nicht. Sylvie hatte sich den ganzen Abend über nicht sehr wohl gefühlt. Deshalb hatte sie darauf gedrängt, frühzeitig schlafen zu gehen. Und jetzt das…

Pierre Alyscomp machte sich plötzlich Sorgen. Er strich sich über die

kurzgeschorenen Haare und stieg aus dem Bett. Er gähnte. Die Müdigkeit saß ihm immer noch in den Knochen. Es war kalt geworden im Zimmer. Er fröstelte.

Auf der Kommode neben der Tür lag das Päckchen mit den Zigaretten. Ohne hinzusehen, nahm er es an sich, kramte ein Stäbchen hervor und zündete es an.

Der würzige Rauch entspannte.

Dann trat er in den dunklen Gang hinaus.

Aus der Unruhe wurde eine unbestimmte Angst. Himmel, warum war das ganze Haus dunkel. Sylvie fürchtete sich doch vor der Finsternis… Warum hatte sie nirgends Licht angemacht?

Die Angst verdichtete sich.

»Sylvie!« rief er. Unwillkürlich rannte er los. Die breite Treppe hinunter.

Sie lebten in einem hübschen kleinen Haus am Ortsrand von Aubarneros. Im oberen Stockwerk lagen ihr Schlafzimmer, das Kinderzimmer, der kleine Raum, in dem er seine Bibliothek untergebracht hatte. Unten das Wohnzimmer, Küche, Bad, der Aufenthalts- und Frühstücksraum.

Vielleicht hatte sie sich einen Tee gemacht? Sylvie war eine überzeugte Teetrinkerin, obwohl es in ihrer ziemlich großen Verwandtschaft keinen einzigen Briten gab.

Pierre Alyscomp durchquerte die kleine Halle, eilte in die Küche.

Nichts.

Auch hier war alles dunkel.

Dunkel und still.

Eine eisige Kälte breitete sich in seinem Inneren aus. Was war passiert? Was war hier geschehen, während er geschlafen hatte?

»Sylvie!« Jetzt brüllte er ihren Namen.

Doch er erhielt keine Antwort. Das ganze Haus schien ausgestorben, verlassen.

»Toby!« keuchte er. »Mein Gott, Toby!«

Er hetzte los. Die Sorge um seine Frau und seinen Sohn zerriß ihm schier die Brust. Aber gleichzeitig war da auch noch eine winzige Hoffnung aufgetaucht. Vielleicht war sie ins Kinderzimmer gegangen. Sylvie sah oft nach Toby. Sie liebte den Kleinen über alles. Es war ihr und sein Wunschkind.

Immer zwei Stufen nahm er auf einmal.

Seine Gedanken überstürzten sich. Vielleicht Entführer? Einbrecher… Man las ja so viel darüber. Verrückte Welt. Erst vor ein paar Wochen hatte ein jugendlicher Chaot auf offener Straße John Lennon erschossen. Nichts war mehr unmöglich!

Er erreichte die Tür, riß sie auf, stieß sie zurück.

Dann entspannte er sich wieder.

Er hörte die schwachen Atemzüge.

Leise trat er über die Schwelle. Er wollte seinen Jungen nicht wecken.

Aber Toby hatte ihn doch bemerkt. Er rieb sich die Augen und setzte sich im Bett auf.

Der Junge war im wahrsten Sinne des Wortes ein aufgewecktes Bürschchen. Mit seinen sieben Jahren schon ziemlich groß, ein Meter fünfunddreißig. Das schmale Gesicht war mit Sommersprossen übersät.

»He, Papa, was ist denn los?« krähte er, als er ihn erkannt hatte.

»Nichts, Toby…«

Der Junge sah ihn blinzelnd an. »Ich habe Angst, Papa«, sagte er unvermittelt.

Pierre Alyscomps Herz krampfte sich zusammen. »Warum denn?« wollte er wissen.

»Ich habe von einem bösen Kerl geträumt, weißt du. Der war ganz mächtig groß und bestand nur aus lauter Knochen. Und darüber trug er eine weiße Kapuzenkutte…«

»Aber Toby«, sagte Alyscomp fast erleichtert. »Das war doch nur ein Alptraum…«

»Aber ich habe den Kerl ganz deutlich gesehen. Er kam über das Meer und hat sich unsere Mami geholt.«

Pierre Alyscomps Nackenhärchen richteten sich auf. Ein Stromstoß schien durch seinen Körper zu rasen.

»Was sagst du da, Junge?« flüsterte er.

»Ich hab's dir doch gesagt. Ich hab gesehen, wie sich der Knochenmann meine Mami geholt hat. Er hat nach ihr gerufen und mit einer großen Sense gewinkt. Und da ist sie aufgestanden und gegangen.«

Pierre atmete stoßweise. Was soll ich nur tun? hämmerte es in seinem Schädel. Ich kann das doch nicht für bare Münze halten! Es ist ein Traum… Nur ein Traum.

Aber wo war Sylvie?

Woher konnte Toby wissen, daß sie nicht mehr da war?

»Du willst mir doch keine Angst einjagen, Toby?« fragte er ganz sanft und so ruhig es ihm möglich war. Er nahm den Jungen in seine Arme, sah ihm ganz fest in die Augen.

Er schüttelte seinen Kopf. »Aber nein, Papa. Das mache ich bestimmt nicht… Aber – warum fragst du mich denn das? Wo ist denn die Mami?«

»Sie – schläft. Wir dürfen sie nicht stören.«

Toby schien erleichtert. »Klar, Papa. Ich bin auch ganz still.«

»Ja, ja – Toby.«

Er drückte dem Jungen einen Kuß auf die Stirn, dann verließ er das

Kinderzimmer. Er hatte das Gefühl, seine Beine und Füße seien aus Gips. Als könnten sie jeden Augenblick zersplittern.

Die Angst wühlte jetzt wie eine reißende Bestie in ihm. Er wischte sich über die Augen. Die Polizei. Er mußte die Polizei anrufen. Irgend etwas mußte geschehen. Er konnte nicht einfach tatenlos herumsitzen…

Er dachte an seinen Bruder Roger und dessen Theorien. Schon oft hatten sie darüber diskutiert.

Roger akzeptierte die Existenz des Bösen, so, wie er die Existenz des Guten akzeptierte. Nur ging er noch einen Schritt weiter. Er blieb nicht allein auf dem immateriellen Begriff des Bösen beschränkt. Er glaubte auch an Geister, Dämonen, Wer-Kreaturen…

Bisher hatte er ihn deshalb für verrückt erklärt. Deshalb auch der jahrelange Streit. Sie gingen sich aus dem Weg. Sylvie hatte immer wieder darauf gedrängt, diese unschöne Sache endlich zu einem Ende zu bringen. Sie mochte Roger und litt unter dem Streit. Litt ebenso darunter, wie auch er selbst. Aber dies hätte er niemals zugegeben.

Einer inneren Eingebung folgend, wandte er sich um und ging noch einmal in Tobys Zimmer. Der Junge lag auf dem Rücken, beide Arme unter dem Kopf verkreuzt.

Pierre knipste das Licht an. Dann nahm er das Silberkettchen mit dem geweihten Kruzifix von seinem Hals und legte es dem Jungen um.

»Papa – warum…«

»Ein Geschenk, mein Junge. Du mußt es tragen, hörst du?«

»Ja, Papa, klar doch. Danke.«

Er strich ihm über sein dichtes, zerzaustes Blondhaar und lächelte und hoffte, daß ihm der Junge nicht ansah, was in ihm für ein Aufruhr tobte. Er wollte nicht, daß sich der Kleine sorgte. Er wollte alles von ihm fernhalten.

»Schlaf weiter, okay?«

»Okay!« Toby winkte ihm.

Dann schloß Pierre die Tür hinter sich. Entschlossen eilte er wieder in die Halle hinunter, ans Telefon. Hastig wählte er die Nummer seines Bruders. Es gab kein Freizeichen. Die Leitung war tot!

Sein Herz hämmerte wie verrückt.

Dann hörte er die Stimme. Sylvies Stimme!

»Ich bin hier!«

Unendlich langsam wandte er sich um. In ihrer Stimme schwang etwas mit, das ihm höllisch Angst machte. Etwas Tückisches, Mörderisches.

Als er sie endlich erblickte, hatte er das Gefühl, innerlich zu versteinern.

Sie sah aus wie eine – Tote. Ihre Züge waren kantig, ihre Haut wächsern. Die Augen zwei dunkle Steine, gefühllos, tot.

Sie war nur mit einem dünnen Negligé bekleidet.
Über der rechten Brust klaffte eine tiefe, schwarzgeränderte Wunde.
Pierre Alyscomp unterdrückte einen Aufschrei.
»Sylvie…«, hauchte er hilflos.
»Ich bin tot«, sagte sie ungerührt. »Und ich bin gekommen, um dich zu mir ins Reich meines Meisters zu holen!«

***

Zur gleichen Zeit an sieben verschiedenen Stellen auf der Welt war die Erde aufgebrochen. Aus einstmals nur faustgroßen Wunden, die mit schleimigem dunkelrotem Wundwasser gefüllt waren, waren im Laufe der letzten Wochen Tümpel von annähernd einem Meter Durchmesser geworden.
Die Oberfläche war verkrustet. Eitriges Gelb und giftiges Grün hatten ein Netz darüber gesponnen.
Doch in der Tiefe der Bluttümpel gärte und brodelte es. Das Böse war aktiv.
Die Blutgötter der alten Erde hausten in der Tiefe. Sie hatten einen Weg gefunden, auf die Welt der Menschen zurückzukehren, die sie dereinst beherrscht hatten. Nun sammelten sie ihre Vasallen um sich. Noch war ihre Zeit nicht gekommen. Noch waren sie darauf angewiesen, Abtrünnige der Schwarzen Familie der Dämonen oder unabhängige Kreaturen des Bösen in ihre Gefolgschaft zu locken, denn sie brauchten Beistand. Asmodis, der Fürst der Finsternis, und Satan waren ihre erklärten Gegner. Der Kampf um die absolute Macht hatte hinter den Kulissen bereits begonnen. Sie wußten, daß sie keinen Fehler begehen durften. Deshalb warteten sie ab… Deshalb warben sie um neue Verbündete.
Und sie hatten Zeit.
Viel Zeit…
Irgendwann registrierte die Siebeneinigkeit die dämonische Energie eines kaum faßbaren Wesens, das sich anschickte, aus einem jahrtausendelangen Schlaf zu erwachen.
Sie belauerten dieses Wesen, überwachten es und nahmen auf einer reingeistigen Ebene teil an den ersten Anschlägen auf die Welt der Menschen.
Alptraum-Bringer nannte sich die Wesenheit.
Die Siebeneinigkeit der Blutgötter sammelte Informationen. So erfuhr sie auch, daß der Alptraum-Bringer frei war und nicht zur Gefolgschaft der Schwarzen Familie Asmodis' gehörte.
Er war frei und allein seiner Gier nach der Lebensenergie der Sterblichen verhaftet.
Dementsprechend benahm er sich.
Als seine Zeit gekommen war, schlug er zu. Immer wieder. Wahllos

holte er sich seine Opfer.
Das war der Augenblick, da die Siebeneinigkeit eingriff und Kontakt aufnahm mit dem Alptraum-Bringer…

***

»Haben Sie es auch gehört?« hauchte David Chavrin tonlos.
»Was denn?«
»Dieses unheimliche Kichern…« Gehetzt sah er sich um, doch da war nichts außer der allmächtigen Dunkelheit. Die Gesichter seiner Begleiter konnte er nur als graue Schemen erkennen.
»Wir werden beobachtet!« stieß er hervor. »Ich weiß es ganz genau!«
Damona sagte nichts. Sie hatte es schon seit ein paar Minuten gespürt und geschwiegen, weil sie die anderen nicht hatte beunruhigen wollen. Chavrin war mit seinen Nerven am Ende. Wenn es zu einer neuerlichen Konfrontation mit den Geister-Kreaturen des Alptraum-Bringers kam, dann drehte er durch. Garantiert.
Sie hatte Mitleid mit dem Mann, denn auf dem Weg hierher hatte er stockend berichtet, was er in dieser Nacht bereits erlebt hatte. Es war mehr, als ein normaler Mensch so einfach verkraften konnte.
Alyscomp kümmerte sich um ihn. Der große Mann war in den letzten Minuten sehr schweigsam geworden.
Damona atmete tief durch. Jetzt war sie froh, daß es so unangenehm kalt war. Die Kälte half ihr, einen klaren Kopf zu behalten.
Sie gab den anderen ein Zeichen und blieb stehen. In der Düsternis vor ihnen ragte die schwarze Masse eines Hauses auf.
Dahinter, vielleicht fünfzig Meter weiter, lag der Friedhof von Aubarneros. Roger Alyscomp hatte das vorhin gesagt. Und er hatte auch von dem Streit mit seinem Bruder erzählt. Seit fast zwei Jahren hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen.
Was mochte jetzt in ihm vorgehen?
Wahrscheinlich machte er sich Vorwürfe.
Mike entsicherte den Colt Cobra. Das klickende Geräusch war überlaut hörbar. Unwillkürlich zuckte Damona zusammen.
Mike bemerkte es. »Sorry«, flüsterte er.
»Nichts passiert.«
Er wechselte das Thema, kam zur Sache: »Meinst du, daß das dort drüben eine Falle ist?«
»Schwer zu sagen.«
Dunkel und still lag das Haus vor ihnen. Nichts deutete darauf hin, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war. Damona versuchte, mit ihren Hexensinnen hinüberzutasten, vorzudringen… Aber ihre Parafähigkeiten reagierten nicht; sie hatte es nicht anders erwartet.
Dennoch breitete sich Enttäuschung in ihr aus.
»Probieren geht über Studieren«, brummte Mike verschwörerisch.

Er ahnte wohl, in was für einem Dilemma sie war, und wollte sie aufmuntern. »Ein altes Sprichwort…«, setzte er rasch hinzu, als sie ihn ansah.

Sie nickte geistesabwesend.

Mike hatte recht – so oder so. Sie mußten weiter, durften nicht noch mehr Zeit verlieren. Wenn der Alptraum-Bringer an dieser Stelle nicht zugeschlagen hatte, dann an einer anderen. Er war eine unersättliche Bestie, das stand fest.

Eine Bestie, die so schnell wie möglich erledigt werden mußte.

»Also weiter…«, flüsterte Damona.

Sie setzten sich wieder in Bewegung. So leise wie möglich eilten sie zu dem Haus hinüber. Das Gras war feucht. Feiner Nieselregen wehte vom Himmel. Die beiden windzerzausten Birken, die vor dem dunklen Haus standen, wirkten wie überdimensionale Finger.

Der Wind bewegte die dünnen Äste.

Noch drei Schritte bis zu dem windschief in den Scharnieren hängenden Gartentor. Dahinter führte ein kiesbedeckter Weg durch einen verwilderten Garten zur Haustür. Niedere Büsche, Sträucher.

Einige zurechtgestutzte Rosenhecken.

Damona erreichte die Gartentür und drückte sie auf. Ein durchdringendes Quietschen wurde laut.

Und plötzlich wurde die Dunkelheit lebendig!

Unzählige Schatten federten hoch und stürzten sich auf sie!

Die Kreaturen des Alptraum-Bringers griffen an.

***

»Schlagt sie tot!« kreischte eine fürchterliche Frauenstimme.

»Bringt sie um!«

Ein mörderischer Schlag traf Damona seitlich am Kopf und schmetterte sie zurück. Sie fiel, überschlug sich zweimal und blieb liegen. Das Geschrei der unheimlichen Angreifer gellte in ihren Ohren. Dann peitschten Schüsse. Zweimal. Dreimal. Mike wehrte sich.

Damonas Sinne schwanden. Blutrote Nebel flatterten vor ihren Augen. Sie kam sich auf einmal wie außerhalb der Realität gestellt vor. Der Kampf lief irgendwo weit entfernt ab.

Mike… dachte sie schwach.

Sie wollte sich aufrappeln, doch ihre Muskeln schienen eingefroren zu sein. Nichts als beißende Schmerzen rotierten darin. So hatte sie sich damals gefühlt, als sie in den Katakomben des Grauens[7] zu einer steinernen Statue verwandelt worden war.

Panik loderte in ihr hoch.

Ich muß etwas tun! Ich darf nicht einfach liegenbleiben! hämmerte es in ihrem Schädel.

Doch die Benommenheit, die sich dort ausbreitete, war stärker.

Dann hörte sie geschmeidige Schritte. Wie gewaltige Gongschläge, die rasch näher kamen. Ein dummer Vergleich, sie wußte es, doch ihr fiel kein besserer ein. Schicksalsschwere Schritte.

Ein Schatten glitt über sie.

Mit aller noch ihr verbliebenen Kraft drehte sie ihr Gesicht, starrte hoch zu der Gestalt, die sich über sie beugte. Ein boshaftes Kichern schlug ihr entgegen.

»Erkennst du mich, mein Täubchen?« Damonas Mund öffnete sich, ein heiseres, verzweifeltes Krächzen kam über ihre Lippen.

Hinter der schattenhaften Gestalt tauchte eine zweite auf.

»Du brauchst keine Angst mehr zu haben, wir sind bei dir!«

Wieder das boshafte, tödliche Kichern.

Damona wollte ihre Augen schließen, wollte die beiden Gesichter nicht mehr sehen, doch sie konnte es nicht.

Starr mußte sie zu ihnen hinaufsehen.

Erstarrt, wie eine Salzsäule, lag sie am Boden. Die Schmerzen tobten immer schlimmer in ihr.

Dann beugten sich die Gestalten zu ihr herunter. Eiskalte Totenhände legten sich um ihre Kehle und drückten erbarmungslos zu.

Und Damona starrte noch immer fassungslos in die Gesichter. Ein Mann und eine Frau.

Die beiden Menschen, die sie geliebt hatte wie nichts auf der Welt.

Es waren – ihre toten Eltern! Vanessa und James F. King! Der Alptraum-Bringer hatte sie zu neuem, grausigem Leben erweckt!

»Stirb jetzt, mein Täubchen!« flüsterte ihre Mutter.

Und der mörderische Druck an ihrer Kehle verstärkte sich…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Damona King Nr. 50 »Das Hotel der Toten«
[2]Siehe Damona King Nr. 47 »In den Katakomben des Grauens«
[3]Siehe Damona King Nr. 48 »Im Banne der Moorteufel«
[4]Siehe Damona King Nr. 1 »Der schwarze Engel«
[5]Siehe Damona King Nr. 40 »Die dämonische Pest«
[6]Siehe Damona King Nr. 50 »Das Hotel der Toten«
[7]Siehe Damona King Nr. 47 »In den Katakomben des Grauens«